



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 43.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. W. Anna.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Mein Leben in Gwendowey verlief ruhig und ereignis-
los. Ich fand ein bescheidenes Logis in dem Hause von
Mark Drew, jenem alten Mann, der mir den freund-

schaftlichen Rat erteilt, von der Borexerei abzustehen; es war
ein weißgetünchtes Häuschen, am Rande des Moores ge-
legen, in ziemlicher Entfernung vom Lärm und Geräusch
der Mine.

Vierzehn Tage waren bereits vorübergegangen. So
kurz die Zeit auch war, so schien mir doch, als ob seit meiner
Abreise schon Jahre verstrichen seien, so sehr sehnte ich mich
nach Neuigkeiten von zu Hause. Einen Brief hatte ich
wohl schon empfangen, er kam von Annie. Sie meldete
mir darin, daß daheim noch alles beim alten sei, erwähnte
jedoch weder Madelinens noch George Redruths mit einer
Silbe. Ich hatte das Schreiben auch gleich beantwortet

und zwar in so humoristischem Tone wie möglich, eine ge-
wisse Scheu hatte mich jedoch davon abgehalten, das Thema
zu berühren, von dem ich eigentlich am liebsten gesprochen
hätte, und die Ungewissheit darüber lastete nun schwer auf mir.

In Bezug auf die Gelegenheit, etwa von anderer Seite
etwas von St. Gurlott zu erfahren, war ich so abgeschlossen
von jedem Verkehr, als ob ich auf der andern Halbkugel
der Erde lebte. Das Dorf, wo ich wohnte, glich einer
mitten in einer unbefahrbaren See gelegenen Insel, seine
Bewohner wußten gerade so viel oder eher noch mehr von
Kamtschatka als von St. Gurlott. Von Geschlecht zu Ge-
schlecht hatten die Leute in dem Orte gewohnt und unter



Die Mine von St. Gurlott. Ich half Annie vom Wagen herunter und bemerkte, daß sie sehr blaß ausah und zitterte. (S. 506.)

sich geheiratet, ihr ganzes Dasein drehte sich um die Mine, außer derselben hatte nichts Interesse für sie; nur wenige hatten je das Meer gesehen, obwohl die Küste bloß etwa vierzig Meilen entfernt lag.

Der Ort hatte eine Kirche und ein Schulhaus, in der ersten funktionierte Reverend William Stephenson, bekannt als „Bilby“ Stephenson der „Jägerpastor“, die letzte wurde von einer Lehrerin geleitet, deren Kenntnisse ungefähr einen Grad über denjenigen ihrer Zöglinge standen. Bilby Stephenson oder sein Pfarrhelfer hielten jeden Sonntag eine Predigt und zwar eine sehr kurze, der Reverend war jedoch stets eine willkommene Erscheinung, wenn er die Woche hindurch in der Nachbarschaft herumritt, seine weiteren pastoralen Obliegenheiten zu besorgen: zu taufen, zu begraben oder Kranke zu besuchen, denn er verstand es vortrefflich, mit den Leuten in ihrer Sprache zu verkehren. Stets gestiefelt und gespornt, stets bereit zu einer Birsch auf Büsche oder sonstiges Gewild, oder zum Austausch eines nicht immer allzu zarten Scherzes mit dem geringsten seiner Pfarrkinder, war er bei denselben ungemein populär, that jedoch nur sehr wenig, sie auf eine höhere Erkenntnisstufe emporzuheben.

Eines Sonntags, es war der zweite nach meiner Ankunft, ich machte mich gerade bereit, in die Kirche zu gehen, sah ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung ein leichtes Gefährt vor meiner Thüre halten, in dem — kaum traute ich meinen Augen — John Rudd und Annie saßen. Schlimme Nachrichten befürchtend, eilte ich schnell hinaus und begrüßte sie.

Ich half Annie vom Wagen herunter und bemerkte, daß sie sehr blaß ausah und zitterte. Während nun John Rudd nach dem Gasthause fuhr, um sein Pferd dort einzustellen, führte ich meine Cousine in das Haus.

Sobald wir uns allein befanden, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

„Da ist was geschehen!“ rief ich. „Sprich, Annie, um Gottes willen, laß mich nicht im ungewissen. Ist zu Haus etwas passiert?“

„Zu Haus ist alles in Ordnung, lieber Hugh, deswegen komme ich nicht. Ich komme, um Dir zu sagen, daß der Hochzeitstag festgesetzt ist. Sie sollen nächsten Mittwoch in St. Gurlott getraut werden.“

Ich wußte, von wem sie sprach, obschon sie keinen Namen genannt hatte, und war ebenso erstaunt als ärgerlich, daß sie eigens nach Gwendolwen gekommen, mir diese schmerzliche Nachricht zu überbringen. Sie bemerkte, wie sich mein Gesicht verfärbte, und rief flehend:

„O Hugh, lieber Hugh, sei nicht böse! Ich mußte kommen, es Dir zu sagen, denn sieh — es bricht ja mein Herz so gut wie das Deine!“

Erstaunt sah ich sie an.

„Es bricht auch Dein Herz?“ wiederholte ich. „Was geht es Dich an?“

„Was es mich angeht? — Alles! Master George, obschon er nun Miß Graham heiraten wird, ist mein Gatte vor Gott.“

„Also hatte ich doch recht!“ rief ich, „recht von Anfang an! O, der Schurke. Er war's, der Dich von zu Hause weglockte!“

Sie senkte ihren Kopf in stummem Zugeständnis. All mein Groll gegen sie erwachte wieder, denn obschon ich jenen Verdacht stets gehegt, so traf mich jetzt die Gewißheit doch wie ein Donner Schlag. Ich sah sie fast mit Abscheu an, als sie, die Hände wie um Erbarmen flehend gegen mich erhoben, fortfuhr:

„Lieber Hugh, ich versprach Dir, eines Tages alles zu sagen, und deswegen komme ich heute. Ich wartete bis zuletzt damit. Ich wartete, hoffte und betete zu Gott, daß George es nicht so weit treiben würde, doch als ich vernahm, daß der Hochzeitstag festgesetzt sei, da war ich entschlossen, nicht mehr zu warten. Erst aber ging ich noch einmal zu ihm und flehte ihn an auf meinen Kneen; als auch das umsonst war — kam ich zu Dir.“

„Du sprichst,“ sprach ich in strengem Tone, „von George Redruth?“

„Ja, von dem jungen Herrn.“

„Du hast die Heimat um ihn verlassen und warst bei ihm in London?“

„Gott helfe mir — ja.“

„Warum hast Du ihn so lange geschont?“

„Weil ich es mit einem heiligen Eide ihm versprochen, weil ich bis zum letzten Augenblick geglaubt, daß er gut machen werde, was er verschuldet. Weil — weil — weil ich nicht wünschte, daß ihm Böses geschehe — weil ich ihn so sehr geliebt habe. O Hugh, vergib mir, sieh mich nicht so an. Du versprachst mir ja, mir stets ein treuer Bruder zu sein, o, sei es nun auch jetzt!“

Wie hätte ich diesen Worten widerstehen, wie sie in diesem Augenblicke von mir stoßen können? Ich warf meine strenge Maske ab, küßte sie und hieß sie sich setzen. Als sie dann zu mir aufblickte, flehend, mit heißen, thränenbedeckten Augen, da fluchte ich dem Schurken, der sie betrogen, nicht aber ihr, dem armen, hintergangenen Mädchen. Dann durchkreuzte plötzlich ein Gedanke mein Gehirn und ich fragte ruhig:

„Hast Du irgend jemand etwas davon anvertraut? Weiß es der Onkel?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Keiner weiß es als Du,“ antwortete sie. „Wie hätte ich es einem andern anvertrauen können!“

„Desto besser!“ erwiderte ich. „Genug Uebel ist schon aus all dem entstanden, nicht um die Welt möchte ich, daß der alte Mann etwas davon erführe! Er hält George Redruth für schuldlos. Gott weiß, was er thun würde, wüßte er ihn so schuldig, wie Du sagst.“

Voll von Gedanken, die ihre Reichte in mir wachgerufen, ging ich im Zimmer auf und nieder, nach einer Weile beugte ich mich über sie und ergriff ihre Hand.

„Annie, ich muß alles wissen, nicht nur einen Teil, die ganze, volle Wahrheit — dann vielleicht vermag ich Dir zu helfen. Doch zuerst wegen der Hochzeit. Du sagtest, sie sei unwiderruflich festgesetzt?“

„Ja, Hugh. Deswegen kam ich.“

„Du thatest wohl daran,“ antwortete ich. „Und nun sag mir alles.“

Sie gehorchte und ich hörte mit tiefer Erregung zu. Einfach, klar erzählte sie mir, was sich begeben von jenem Tage an, wo sie aus dem Elternhause geflohen.

Dreißigstes Kapitel.

Es war eine lange, schmerzliche Geschichte, die Annie mir, nicht zusammenhängend, sondern abgebrochen, in einer Reihe von Abschnitten erzählte und die mich dermaßen aufregte, daß ich einiger Zeit bedurfte, alles gehörig aneinander zu reihen; zuletzt aber wurde mir die ganze Wahrheit klar und ich will nun versuchen, sie auch dem Leser klar vor Augen zu führen.

Lange Zeit hindurch hatte Annie George Redruths Bitten, daß sie ihr Heim verlassen solle, widerstanden, ihre ganze Natur empörte sich gegen die Folgen, die ein solcher Schritt nach sich ziehen würde, auch begriff sie in ihrem geraden, schlichten Sinne nicht, warum, wenn er sie, wie er versicherte, zum Weibe nehmen wolle, eigentlich die Werbung nicht vor aller Augen vor sich gehen könne. „Zu was so viel Geheimthuerei,“ sagte sie, „wenn Du es gut und ehrlich meinst?“

„Ein heimliches Fortgehen würde meinem Vater das Herz brechen,“ wiederholte sie ihm immer und immer wieder. „Es würde Unehre über unser Haus wie über mich selbst bringen. Warum also so handeln?“

Aber George Redruth verstand es, Annie diese „Grillen“, wie er es nannte, aus dem Kopf zu treiben. Er führte ihr in berechneten Worten vor, daß, einmal verheiratet, von Unehre überhaupt keine Rede sein könne und daß, wenn ihr guter Name auch für kurze Zeit bedeckt erschiene, er dafür später nur um so heller strahlen werde; was ihn selbst beträfe, so werde er sie nur um so inniger lieben des kleinen Opfers wegen, das sie ihm brächte. Und so, all das Uebergewicht, das ihm seine feinen Manieren, seine bessere Erziehung gaben, benützend, lockte er Annie ins Verderben.

„Ich bin sicher, daß er mich zu jener Zeit wirklich und wahrhaftig liebte,“ sagte das arme Mädchen, als sie mir diese Scene schilderte. „Sieh, Hugh, es lag so viel Liebe in seiner Stimme und in seinen Augen, wirkliche, aufrichtige Liebe, daß gewiß niemand daran gezweifelt haben würde; war's da ein Wunder, daß in mir kein Argwohn aufstieg, daß ich, wenn er mich in seine Arme schloß und küßte, nur den einen Wunsch hatte, so einzuschlafen und nie, nie mehr zu erwachen.“

Und dennoch widerstand Annie mit all ihrer Kraft. Selbst nachdem sie schließlich dazu gebracht worden war, auf seinen Vorschlag einzugehen, bereute sie es doch wieder, bevor wenige Stunden vergangen, und suchte Redruth auf mit dem Vorjah, mit ihm zu brechen ein für allemal. Es war in der Nacht, die der Nacht ihrer Flucht voranging. Sie hatten abgeredet, nicht eher wieder zusammenzukommen, aber Annie, unbekümmert um die möglichen Folgen, hatte ihm ein Billet zugesandt, das die Bitte enthielt, sie da und da zu treffen. Antwort empfing sie keine darauf, als sie aber um zehn Uhr an den bezeichneten Ort ging, fand sie George Redruth bereits ihrer harrend. Er sah ungeduldig und ärgerlich aus. Statt sie in die Arme zu schließen und zu küssen, begann er sie bitter darüber zu tadeln, daß sie es gewagt, ihm ein Billet zu senden.

„Wenn es nun in die Hände meiner Mutter gelangt wäre,“ sagte er, „und sie mich darüber zur Rede gestellt hätte — es wäre eine verdammt unangenehme Geschichte gewesen. Was willst Du denn eigentlich, ich dachte, wir hätten doch letzte Nacht alles ins reine gebracht.“

„Das haben wir allerdings,“ erwiderte Annie, „ich wünschte aber Dich heute noch zu sehen, um Dir zu sagen, daß ich meinen Entschluß geändert habe.“

„Deinen Entschluß geändert! Was, zum Teufel, willst Du damit sagen?“

„Was das Wort besagt, Sir,“ fuhr sie fort, immer kühner werdend. „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß wir im Begriff sind, etwas zu thun, was nicht recht ist und was keinem von uns weder Glück noch Segen bringen kann. Laß uns so warten, wie wir sind, und bleiben, was wir sind, bis Du mich vor aller Augen heiraten und in Dein Haus führen kannst.“

„Du bist eine kleine Narrin!“ erwiderte Redruth ungeduldig, „aber Du wirst finden, daß ich mich von Deiner Narrheit nicht anstecken lasse. Wenn Du mit mir zu brechen wünschst, so sage es, wir werden uns dann diese Nacht zum letztenmal gesehen haben.“

Wie gut wäre es für Annie gewesen, wenn sie ihn jetzt beim Wort hätte nehmen können; aber ach, es war zu spät. Sie liebte ihn mit solcher Leidenschaft, daß sie, eher als ihn verlieren, zu jedem Opfer bereit war.

So hing sie sich denn jetzt auch an ihn, hilflos, bitterlich weinend.

„Nein, geh nicht von mir,“ schluchzte sie, „ich könnte es nimmer tragen.“

Er sah, daß er sein Spiel gewonnen hatte, und wurde wieder zärtlicher. Er legte ihr Haupt an seine Schulter, streichelte ihre thränenfeuchten Wangen und küßte sie.

„O Annie, Annie!“ sagte er. „Du bist ein albernes kleines Ding. Wenn Du so sprichst, wie Du es vor kurzem gethan, so muß ich denken, daß Du mich eigentlich gar nicht lieb hast und daß es Dir nur darum zu thun ist, meine Frau zu werden, der Stellung wegen, die ich Dir geben kann. Sieh, Herzchen, wenn ich Dich nicht aufrichtig liebte, so müßte ich jetzt an Deiner Liebe zweifeln. Lieben heißt auch unbedingtes Vertrauen haben, und Du hast kein Vertrauen in mich.“

„Doch, doch, George, ich vertraue Dir!“

„Dann mußt Du mir aber auch Beweise davon geben. Komm, sag selbst, warum unschlüssig sein und weinen, als ob ich Dich in irgend welch furchtbares Unglück hineinziehen wollte. Was habe ich denn Schlimmes von Dir verlangt? Nichts, als was hundert Mädchen schon vor Dir gethan haben — statt öffentlich, im geheimen zu heiraten und die Thatsache klugheitshalber kurze Zeit nicht laut werden zu lassen. Nach wenigen Wochen kehrt Du in allen Ehren mit mir zurück, um als mein ehelich Weib Haus und Heim mit mir zu teilen.“

Das klang verführerisch genug, kein Wunder, daß Annie endlich nachgab — liebte sie ihn doch so tief, so innig, so kindlich vertrauend. Noch einmal versprach sie, sich allen seinen Anordnungen unbedingt fügen zu wollen, dann verließ sie ihn.

Es war die letzte Nacht, die sie im Elternhause zubringen sollte, in dieser Nacht schloß sie kein Auge und starrte in das Mondlicht, das sich durch das kleine Fenster in ihr Kämmerchen stahl, Vergangenheit und Zukunft in tiefem Sinnen überdenkend. Wenn das, was George Redruth ihr in Aussicht gestellt, ehrlich gemeint war — und sie fand keinen Grund, daran zu zweifeln — so mußte ja alles in Bälde wieder ins richtige Geleise kommen. Wenn auch ihr Vater und ihre Mutter bitteren Schmerz ob ihrer Flucht empfinden würden, es war ja nur für kurze Zeit und dann — die Freude des Wiedersehens und welchen Wiedersehens — als die hochgeehrte Frau des jungen Herrn, das mußte alles wieder gut machen! Und doch vermochte Annie nicht, eine Stimme in ihr ganz zu beschwichtigen, die anders sprach, aber es war zu spät, seit der letzten Zusammenkunft wagte sie nicht mehr, dem Geliebten in irgend einer Weise entgegenzutreten.

Sie stand früh auf und kam herunter, während mein Onkel und ich uns zu einem Morgengang in die Mine fertig machten. Wir waren beide höchlich erstaunt, sie schon auf zu sehen, sie gab jedoch als Grund ihres Erscheinens und ihrer außergewöhnlichen Blässe an, daß sie ein quälendes Kopfweh habe und es in ihrem Zimmer nicht mehr hätte aushalten können.

Mein Onkel nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände und küßte es zärtlich.

„Das ist nichts,“ sagte er, „wir wollen wieder die alten Rosen auf Deinen Nacken setzen. Wird mir nur nicht krank, Kind — was thäte ich denn ohne mein klein' Mädel!“

Annie seufzte tief auf und wandte sich um, die Augen voll Thränen. Sie setzte ihren Hut auf und begleitete uns bis halbwegs zur Mine, etwas, das sie bis anhin nie gethan. Den ganzen Weg hielt sie des Onkels Hand in der ihren, ich erinnere mich dessen noch wohl, und bat ihn, sie zu küssen, als sie sich endlich entschloß, umzukehren, um die Hausarbeit zu besorgen.

Jenen Abend kamen wir etwas früher als gewöhnlich nach Hause und fanden Annie mit dem Zurechten des Theetisches beschäftigt. Es fiel mir auf, daß ihre Hand dabei zitterte, daß sie ungemein nervös aufgeregt erschien und mit seltsamer Hast dem geringsten Wunsch meines Onkels zuvorkommen suchte. Meine Tante schalt sie einigemale für das, was sie ihren Uebereifer nannte, Annie aber schlang die Arme um ihren Hals und küßte sie.

„Schilt nicht, Mütterchen, schilt nicht,“ bat sie, „es wäre Dir doch nicht recht, wenn ich nicht da wäre.“

Wir blieben jene Nacht ziemlich lang auf, Annie war eine der letzten, ihr Zimmer aufzusuchen. Als mein Onkel von seinem Stuhle aufstand, sich zu Bette zu begeben, küßte Annie ihn mehreremale, was die Tante aufs neue veranlaßte, sie ob ihres „narrischen Thuns“ zu schelten. Darauf umarmte Annie ihre Mutter wieder und wieder.

„Du meinst's doch nicht halb so böse, wie Du sagst,“ murmelte sie, „Du hast mich ja viel zu lieb.“

Als alles sich zurückgezogen und Annie sich allein in ihrem Kämmerchen befand, setzte sie sich hin und weinte bitterlich. Ihr letztes Lebenswohl war gesprochen, die Scheidestunde nahte — all ihre guten Geister schienen sie verlassen zu wollen. Noch einmal jögerte sie, und wäre es von ihr allein abgegangen, jener verhängnisvolle Schritt wäre jene Nacht sicher nicht geschehen.

Plötzlich fuhr sie auf, vor dem Fenster ertönte ein leiser Pfiff. Schnell die Augen trocknend, öffnete sie daselbe. Draußen stand George Redruth.

„Bist Du bereit, Schatz?“ flüsterte er.

„Ja,“ erwiderte sie.

„Ist irgend eines noch auf?“

„Nein, sie sind alle zu Bette und schlafen jedenfalls schon. Es ist schon spät, nicht?“

„Gleich Mitternacht. Reiche mir das Gepäck heraus, das Du mitzunehmen gedenkst, hoffentlich ist es nicht viel, und dann komm herunter, ich warte auf Dich bei der Thüre.“

Annie hatte das Notwendigste zu einem kleinen Bündel zusammengepackt, sie reichte es hinaus, und als sie so that, flossen ihre Thränen von neuem.

„George?“

„Ja, Herzchen?“

„Bist Du auch überzeugt, daß wir recht handeln? Ist es gewiß und sicher, daß Du mich bald zurückführen wirst, so daß meine Eltern nicht allzuviel Kummer haben werden?“

„Hast Du Dir's denn nicht zugeschworen? Und Du mißtraust mir immer noch. Wenn Du mir wieder mit so närrischem Zeug kommst, so wirst Du mich damit einfach veranlassen, noch in letzter Stunde Dir Adieu für immer zu sagen; der Himmel weiß, was dann geschehen mag. — Aber komm jetzt, wir haben keine Zeit zu verlieren, sei mein tapferes Mädchen, es ist schließlich das Beste, was Du thun kannst.“

„Nun, in Gottes Namen, ich will Dir vertrauen,“ sagte sie, übergab ihm das kleine Bündel und schloß dann das Fenster. Sie in ihren schweren Wintermantel zu hüllen, den einfachen Hut aufzusetzen, war das Werk eines Augenblicks, dann brach sie ihr Lager noch etwas in Unordnung und verließ das Zimmer. Sie zitterte heftig und weinte wie ein Kind. Vor dem Schlafgemach ihrer Eltern stand sie still, fiel auf ihre Kniee und bat Gott um Verzeihung für das, was sie zu thun im Begriffe war. Zögernd schritt sie die Treppe hinunter, zögernd stand sie in der Küche, doch George Redruth, der ungeduldig zu werden anfangte, trat behutsamen Schrittes in den finstern Raum und zog Annie mit Gewalt aus dem Hause.

Es war Mitternacht und stockdunkel, weit und breit kein menschliches Wesen. Das Bündel in der einen Hand, mit der andern Annies Handgelenk fest umspannend, führte George Redruth sie hinweg. Wohin, wußte sie selbst nicht, bald jedoch gelangten sie zu einem leichten Fuhrwerk, das, wie Annie später erfuhr, durch Johnson von Falmouth nach St. Gurlott gebracht worden war. Neben demselben, das scharrende Pferd am Kappzaum haltend, stand der Inspektor. Der junge Herr redete ihn an:

„Ist alles in Ordnung?“

„Alles, Sir!“

„Das Pferd frisch?“

„Vollkommen.“

„Recht so! Vergessen Sie kein Wort von dem, was ich Ihnen gesagt, und führen Sie es buchstäblich so aus.“

Er legte nun das Bündel in den Wagen, küßte Annie und hob sie in denselben, dann, bevor sie noch ein Wort äußern konnte, sprang Johnson ebenfalls hinaus, hieb auf das Pferd und fuhr eiligst davon, George Redruth zurücklassend. Davon war allerdings in der getroffenen Verabredung nicht die Rede gewesen, der junge Herr hatte mit Recht befürchtet, daß Annie niemals einwilligen würde, ohne ihn in die weite Welt hinauszuführen. Ganz verwirrt bat sie ihren Gefährten um Auskunft über dies sonderbare Benehmen des Geliebten.

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte der Inspektor in freundlich-tröstendem Tone. „Es ist alles in bester Ordnung. Der junge Herr kann heute nacht nicht mit, wird uns jedoch in London treffen.“

Mittlerweile griff das Pferd, ein vortrefflicher Läufer, in raschem Trabe aus, Weilen um Weilen in tiefer Dunkelheit zurücklegend.

Ungefähr sechs Uhr morgens war es, als sie in Falmouth anlangten und vor dem besten Gasthause des Ortes hielten. Augenblicklich waren sie erwartet worden, denn der Stallknecht und ein Kellner standen bereits vor der Thüre und während der erstere das dampfende Pferd ausschirrte, geleitete der andere die Ankömmlinge in das Haus. Johnson führte Annie selbst zu dem für sie im voraus bestellten Zimmer und sagte, als er sie an dessen Thüre verließ:

„Sie haben nur einige Stunden Zeit, sich auszuruhen; wir müssen den Gsfuhrdampfer nach Portsmouth nehmen.“

Als sie sich allein befand, warf Annie Hut und Mantel ab und sah sich im Zimmer um. Es war ein freundliches, hübsches Gemach, viel größer und eleganter als irgend eines, das sie bis anhin bewohnt. Das Bett hatte zierliche weiße Gagevorhänge, ebensolche schmückten die Fenster. Im Kamin brannte knisternd ein wärmendes Feuer, vor welchem ein großer Sammetfauteuil stand, in den sie sich müde und abgespannt hineinwarf.

Seit zwei Nächten hatte sie kein Auge geschlossen und war an Körper und Geist übermüdet, kein Wunder, daß ihr Kopf bald zurücksank und tiefer Schlaf sich auf die verweinten Augen senkte.

Ein lautes Pochen an der Thüre weckte sie. Sie fuhr erschrocken auf; es war heller Tag, das Feuer ausgegangen. Das Zimmer sah frohig und ungsäglich aus. Sie öffnete die Thüre, vor welcher das Zimmermädchen mit einem Krüge heißen Wassers stand.

„Es ist bereits zehn Uhr, Miß. Der Herr, der mit Ihnen ankam, befehlt, daß man Ihnen in einer Viertelstunde das Frühstück auf Ihr Zimmer bringen solle.“

Verwirrt und noch halb schlaftrunken nahm sie das heiße Wasser in Empfang und begann, nachdem sie den Riegel wieder vorgeschoben, Toilette zu machen.

Nach Verfluß von etwa fünfzehn Minuten kam das Zimmermädchen mit dem Frühstück, appetitlich auf einem

mit weißer Serviette bedeckten Plateau servirt, kurze Zeit darauf erschien Johnson. Statt, wie das Zimmermädchen, an der Thüre stehen zu bleiben, trat er ohne weiteres ein und verschloß hinter sich die Thüre.

„Schon parat,“ sagte er freundlich. „Das ist mir lieb.“ Dann fiel sein Auge auf das unberührte Bett und das auf dem Tisch stehende Frühstück. „Ei, ei,“ sagte er, „so geht's nicht — kein Schlaf, kein Essen — Sie ruiniren sich ja, meine Liebe!“

Diese Worte, in mitleidsvollem Tone gesprochen, ließen Annie in lautes Weinen ausbrechen.

„Ich will nicht weiter gehen, Mr. Johnson,“ sagte sie. „Ich fühle, daß meine Flucht ein großes Unrecht war. Ich will wieder heim.“

Der Inspektor gab sich alle Mühe, ihr diesen Gedanken auszureden, und es gelang seiner Beredsamkeit, Annie zu überzeugen, daß sie, nun sie einmal A gesagt, auch B sagen müsse. Der fatale Schritt war einmal gethan, jetzt war es, so sagte er und so ließ sie sich auch überzeugen, zur Rückkehr zu spät, es galt jetzt nur noch, die Sache bestmöglichst durchzuführen. So zog denn Annie wieder Hut und Mantel an und erklärte, daß sie zum Gehen bereit sei.

„Sie thäten besser, einen Schleier umzubinden,“ sagte der routinirte Inspektor. „Wir könnten gesehen werden, und das wäre mir höchst unangenehm. — Ah, Sie haben keinen. Wahrhaftig, Sie sind die Einfalt selbst; na, wir müssen sehen, wie wir uns am besten durchdrücken. Hier, nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie — es wird Ihnen nicht schwer werden — ihren Kopf etwas hängen, wir wollen so schnell als möglich an Bord. Hoffentlich sieht uns niemand.“

So gingen sie die Treppe hinunter, bestiegen eine geschlossene Dreifache, die vor der Gasthausthüre bereit stand, und fuhren in schnellem Trab nach dem Landungsplatz des Dampfbootes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Squatters von Manhattan-Insel.

Von

Dr. Max Lorching.

(Alle Rechte vorbehalten.)

New-York ist die Stadt der unvermittelten Gegensätze. Nicht neben dem Reichtum wohnt das Elend, unweit der Wohlthätigkeitsanstalt wuchert das Laster, neben dem Sitz des Polizeihauptquartiers lauert das Verbrechen. Auf ein Wohnhaus von zwei oder drei Etagen blickt hochmüthig eine elegante Mietkaserne von neun oder zehn Stockwerken, ein sogenanntes apartment-house, nieder, und ein bescheidenes Kirchlein wird von einem weltlichen Bau erdrückt, der fast zu schwindelnder Höhe emporragt, während auf einem Bauplatz, der, wenn er verkauft wird, buchstäblich mit Goldstücken belegt werden muß, eine elende Bretterbude hockt, die kaum einem mäßig starken Windstoß gewachsen zu sein scheint. Und wer die Stadt, wo sie am breitesten ist, quer durchschneidet, der wandert nacheinander durch Armut und Luxus, durch Fleiß und Müßiggang, durch Kunst und Handwerk, durch Noheit und Pietät, durch Heuchelei und Frömmigkeit und durch die Quartiere fast aller zivilisirten und halbivilisirten Nationen des Erdballs.

In den oberen und vornehmeren Quartieren der City, in der Nähe des herrlichen Centralparks, aber auch mehr nach dem Osten und Westen, den beiden Manhattan-Inseln umarmenden Flüssen zu, liegen ärmliche hölzerne Hütten wunderlichsten Aussehens, teils auf Hügelkuppen stehend oder auf Felsabhängen lauernd, als müßten sie jeden Augenblick thalwärts rutschen, teils zu ebener Erde mit anderen Gebäuden oder tief unten in Schluchten und Gräben. Gewöhnlich vereinigen sie sich zu Gruppen und verunzieren ausgelegte, aber noch nicht angebaute Straßen, oft sogar zu ganzen Kolonien von beträchtlichem Umfange. Die ausgedehnteste derartige Niederlassung, auf der Westseite der City, zwischen der neunundfünfzigsten und der hundertsten Straße gelegen, die noch vor drei bis vier Jahren nicht weniger als zehntausend Seelen zählte, deren Zahl indeß jetzt etwas zusammengeschmolzen ist, macht auf den Fremden oder Ueingekehrten den Eindruck, als sei er nach dem fernen Westen, an die Grenze der Zivilisation, verlegt und befände sich nicht auf einer Insel, welche die zukunftsreichste Metropole der Welt auf ihrem Rücken trägt.

Die Leute wohnen dort in shanties oder Hütten, die hant und planlos zusammengedrängt sind, als sei ein übergeschnappter Architekt aus dem Irrenhaus entsprungen und habe den Bauplan entworfen und die Ausführung desselben überwacht. Der Amerikaner, der ein wahres Genie besitzt, jedem Ding seinen rechten Namen zu geben, hat dieses Dorf shantytown oder Rag City (Lumpenstadt) oder Ashville getauft, letzteres, weil es kein jetziges Niveau zum Teil dem Umfange verdankt, daß es früher ein Hauptplatz zum Abladen von Äsche und Rüchenschäffen gewesen ist. Diese Thatjache, sowie der gänzliche Mangel an Abzugskanälen machen die fetsame Niederlassung trotz ihrer gesunden Lage nicht gerade zu einem Lustort, und man wird es begreiflich finden, daß die sich dort bei warmem Wetter entwickelnden Gerüche nicht eben zu den angenehmsten Parfüms gehören.

Was dem Ganzen sein einheitliches Gepräge aufdrückt, ist das eintönige, dem Straßenstaub gleichende Grau, das alle jene Hütten überkleidet, das unregelmäßige Durcheinander der Wände und Giebel, die Uniform der Dürftigkeit, die fast jeder Bürger von Ashville trägt, mag er nun in einer Bude hausen, die jeden Moment buchstäblich aus dem Leim zu gehen droht, oder sich eines Baues erfreuen, den man beinahe ein Holzhaus nennen könnte. Den Shanties ist es vollkommen gleich, ob sie hoch oben oder tief unten stehen, ihre phantastischen, mit Vogelkästen aller Art und Form geschmückten Giebel heben sich zuweilen auf dem roten Untergrund massiger Hügelhänge wie Festungsmauern ab oder treten in scharfen Umrissen am Himmel hervor, der sonst über grauem Felsgestein blaut.

Zuerst ist das Auge nicht im Stande, in diesem Chaos von

Holz, Blech und Segeltuch mit seinen Flecken in allen Schattierungen sämtlicher Farben bestimmte Formen zu erkennen. Allmählich jedoch löst sich der anscheinend hoffnungslose Wirrwarr in eine Menge von Wänden und Dächern, von Fenstern und Thüren, von Schornsteinen und Jännen, von Ställen und Hundebuden auf, in denen die denkbar größte Regellosigkeit vorwiegt. Auf dem Erdboden erblickt man in matischer Zerstreuung alte Schuhe und Stiefel, die selbst der knisterigste Lumpensammler verschmäht, verrostete Eisenröhre, rot gewordene, durchlöcherichte Blechbüchsen, Papierstängel, leere Tomatofannen, Prachtexemplare von schädigen Hüten und anderes absolut unbrauchbares Gerümpel. Das Baumaterial zu den Shanties ist morsches Holz von den Docks, Bretter, die aus Feuerbränden herrühren, die Grundmauern, wo deren vorhanden, sind aus zertrümmerten Ziegelfteinen zusammengeklüftet, die Dächer bestehen aus altem Blech, gesticktem Segeltuch, geborstene Schiefer oder geteertem Papier. Kein Vogel aus der ganzen Welt trägt so verschiedenartige Stoffe zu seinem Nest herbei.

Ebenso mannigfaltig ist die Architektur, deren Geheimnis geniale Anpassung an die gegebenen Bedingungen und Verhältnisse ist. Die zu erbaute Hütte richtet sich ganz nach dem Terrain; ist dieses eben, so pflegt auch sie eine gewisse Regelmäßigkeit und Symmetrie zu erhalten, hat es die Form eines Dreiecks, so nimmt auch sie diese Gestalt an, ist es terrassenartig, so beeinflusst dieser Umstand auch das Niveau der Räume und Etagen. Auf Schöndheit, Ebenmäßigkeit und Uniformität wird gar keine Rücksicht genommen, höchstens wenn Baumaterial und Lage es erlauben und die zukünftigen Bewohner eine Art von Schönheitsfianz befehlen oder ihren nationalen Baustil nachahmen. Den Deutschen heimelt es an, wenn er auf dieser Seite des Ozeans ein Gehöft erblickt, das ihn lebhaft an einen Bauernhof seiner Heimat erinnert; er sieht den malerischen Düngerhaufen, in welchem der Hahn mit seinem Harem von Hühnern nach Körnern schnarrt. In einem trüben, von Entengries überzogenen Pfuhl tummeln sich die Wasservögel, die jenem fast undurchdringlichen Pflanzengewebe den Namen gegeben haben, und während man an dem Baum, den das Gitter umgibt, vorüber schreitet, grüßen ein paar breitgestirnte Kinder mit freudlichem Gebrüll, während die moderner Ziege sich frei umhertreibt, die Abhänge einer bereits ausgelegten Straße oder eines fertig ausgegrabenen Bauplatzes erlimmend. Auch manche Kneipe erinnert in ihrer ganzen Einrichtung an eine urwüchsige Dorfschenke der alten Heimat, an deren Wänden die steifen Mitglieder irgend eines fürstlichen deutschen Hofes in altväterlichem Rahmen unter trübem Glase hängen.

Vielfach haben sich hier auch ein und derselben Nation angehörige Familien zu Gemeinden aneinander geschlossen, welche die Sitten, Gewohnheiten und Trachten ihres Vaterlandes beibehalten haben und so exklusiv sind, daß Angehörige eines andern Volkes es gar nicht wagen, in das ihnen verbotene Weichbild einzudringen. So hat sich nahe der einundachtzigsten Straße eine Kolonie von Holländern angesiedelt und die Bauart ihrer heimatischen Hütten nach der neuen Welt übertragen. Sie sind in allem echte Niederländer geblieben, sie besitzen ihr eigenes Schulhaus und ihren eigenen Schulmeister, ihre Kapelle und ihren Priester, und wer sich in dieses Gebiet verirrt, der wähnt, er sei plötzlich nach dem Marklande an der Südpsee verlegt worden.

Auch die irischen Squatters leben mehr für sich, wenn auch nicht so streng abgeschlossen. Unabhängigkeit ist ihre Losung, wie Könige fühlen sie sich auf ihrer Scholle. Sobald der Sohn der grünen Insel es kann, läßt er Vater und Mutter aus dem ould country zu sich herüber kommen, die beiden Alten sitzen, die kurzen Stummelpfeifen rauchend, auf der Südseite der Shanty und sonnen sich, indem sie Kartoffeln schälen oder irgend eine andere leichte Hausarbeit verrichten. Bald wird ihr Altester so weit sein, daß er sich ein Trüfflokal anschafft, und dann kann er's bis zum Stadtrat bringen, denn die New-Yorker haben den eigentümlichen Geschmack, sich von rohen irischen Schnapswiiten registrieren und das Fell über die Ohren ziehen zu lassen.

Die Einwohner von Ashville, ein buntesgedigtes Simelessammelstium fast aller Nationen des Erdballs, sind im großen und ganzen ehrliche Leute, die niemand etwas zu leide thun, wenn man sie nur selbst in Ruhe läßt. Sie nähren sich redlich von ihrer Hände Arbeit, meist als Tagelöhner, „truckers“, das heißt als Trödler, als Hausknechte, Aussträger, Boten und Fuhrleute in der City, als Lumpensammler, Straßenhändler, Höder, Scherenschleifer, Handlanger und so weiter. Selbstverständlich fehlt es auch nicht an Bettlern, Landstreichern, Gaubdieben, Kaufbölden und Verbrechern, aber diese befinden sich doch sehr stark in der Minderheit. Manche Squatters sind auch Gemüsegärtner, sie ziehen Salate, Radieschen, rote Rüben, die sie nach den öffentlichen Märkten bringen oder an die umwohnenden wohlhabenden Leute als frühe Produkte teuer verkaufen, denn sie haben nicht selten auch ihre Treibhäuser. Natürlich gibt es dort auch diejenigen Gewerbe, die zur Erhaltung eines jeden Gemeinwehns nötig sind, und an diese schließen sich wieder solche an, welche der Freude des Daseins dienen. Wir finden Läden aller Art, Bäder und Grocer, Fleischer und Bierwirte, Schuster und Schneider, Tanzlokale und Regelmäßigkeiten. Ein Ballsaal in Shantytown ist ein großer, leerer, dunkler Raum mit einfachen Balken an den Wänden und eisernen, in die Seitenposten geschnittenen Petroleumlampen. Eine Fiedel oder ein Banjo oder gar ein verlaunenes Piano liefert die Musik für die flott sich drehenden Paare.

Die Squatterfrauen haben auch genug zu thun. Abgesehen von ihren engeren häuslichen Pflichten bestreben sie den Ader, melken die Kuh, jehen nach den Ziegen, füttern die Hühner, Gänse und Enten. Denn die reichen Familien der Umgegend sind ihre Kunden, sie kaufen die stärkende Ziegenmilch für ihre schwächlichen Kinder, frische Butter und Eier und junges Geflügel für ihren Tisch. Auch mit Daunen und Gänsefedern wird ein lebhafter Handel getrieben, die Tiere werden jeden Frühlings, sobald es warm wird, getupst, daher die Unmenge von Gänsen.

Man sieht, welches die Tiere sind, die man vorwiegend in Rag City antiff. Aber die Ziegen bilden doch bei weitem die Mehrzahl; überall erblickt man sie, vereinzelt und in Gruppen, unten im Thal, zu ebener Erde auf der Straße und auf den klippigen Felsen, die immer mehr durch die Wirkung des Sprengpulvers verschwinden, um neuen Bauplätzen Raum zu schaffen. Nirgends fehlt der machame Hund und eine Eigentümlichkeit von Shantytown ist ferner die Vorliebe der Bewohner für Spatzen und andere Feldvögel, die in zahllosen für sie angebrachten Kästen von den merkwürdigsten Formen nisten.

Trotz der scharfen Kontraste, die Ashville bietet, trotz des Babels



Schmetterling flieg! Gemälde von L. Max-Ehrlerová.

Wie bunt und wie leicht besüßelt bist du,
So schön wie ich keinen im Tenz noch fand;
Vom Blütenstrauch flogst du auf meine Hand
Und der nächsten Blüte fliegst wieder zu —
Schmetterling flieg!



Ringsum ist Frühling und schwellende Pracht,
So war es vorm Jahr als er Treue schwur;
Er ging und verloren ist jede Spur,
Und vergessen hat er mich, über Nacht —
Schmetterling flieg!

der Sprachen, die man dort vernimmt, trotz der mannigfachen Gemeinden, die sich dazwischen zusammengedrängt haben und sich meist infelartig gegen einander abspiegeln, ist es doch ein Gemeinwesen für sich. Es hat seine eigene politische Parteilichkeit, die unverkennbar bei den Wahlen zu Tage tritt, seine beiden Kirchen und seine Sonntagsschulen.

Aber vergänglich ist es, mehr als alles andere Irdische, und schon naht die Zeit seines Unterganges, denn es fehlen den Bewohnern jegliche Anreize auf den Grund und Boden, auf welchem sie haufen. Wer sich als Squatter im Gebiet der Vereinigten Staaten auf einer unbauten, uneingezeichneten Landstrecke, deren Eigentümer nicht bekannt, niederläßt und dieselbe eine durch das Gesetz festgesetzte Anzahl von Jahren hindurch der eigenen Kultur unterwirft, ohne in dieser zeitweiligen Nutzung gestört zu werden, der hat dadurch das Besitzrecht erworben. Wird er aber vor Ablauf jener Frist durch den nachweislichen wirklichen Eigentümer verdrängt, so müssen ihm alle Anlagen und Verbesserungen nach deren vollem Werte, bevor er seinen Abzug bewerkstelligt, wiedererstattet werden.

Zu dieser Klasse von Vandalen gehört nun aber Manhattan Island nicht, wie überhaupt kein Terrain, welches zu einer Stadt oder einem Dorf geschlagen worden ist, und Squatterrechte im Weichbilde von New-York sind daher rein illusorisch. Im Gegenteil, es fällt nach dem Gesetz unter den Begriff eines strafbaren Vergehens, auf einem Grundstück ohne Einwilligung des Besitzers eine Hütte oder Bude zu errichten, letzterer ist also durchaus im Recht, wenn er die Behausung des widerhaarigen Eindringlings, falls dieser zehn Tage nach der ihm zugegangenen Weisung den Platz nicht räumen will, niederreißen läßt.

Nicht wenige dieser sogenannten Squatters — denn unter den eigentlichen und ursprünglichen Begriff dieses Wortes fallen sie ja nicht — wohnen schon lange auf dem Grund und Boden, welchen sie einst, ohne Widerstand zu finden, in Besitz genommen haben, manche schon länger als zwanzig Jahre, so daß sich bei vielen die Ueberzeugung festgesetzt hat, daß die Squatter rights anwendbar auf sie sind. Sobald nun der Eigentümer eines von ihnen occupierten Grundstücks dasselbe für sich beansprucht, um ein Haus darauf zu bauen, sieht er sich genötigt, sich an das kompetente Gericht zu wenden und sich schließlich nicht selten die thätkräftige Hilfe des Gesetzes zu verschaffen.

Auch noch ein anderer Uebelstand war es, der zum Kriege gegen die Bürger von Shantytown führte. Es füllten sich dort die Vertiefungen im Erdboden mit verwehenden pflanzlichen und tierischen Stoffen an, überall häuften sich der Urat, es sammelten sich Pfützen und Teiche mit stehendem Wasser, und das ganze Gebiet drohte, falls diese Schmutzerei noch länger andauerte, für die Errichtung anständiger Wohnhäuser ungeeignet zu werden. Endlich wird Murray Hill — so heißt eines der aristokratischsten Quartiere New-Yorks — tatsächlich von den Stimmgebern von Alibilla regiert, denn diese gehen Mann für Mann an die Wahlurne, und die von Kärnern, Straßenteufeln und Lampenjammlern erwählten Personen triumphierten lachend über die Kandidaten von Millionären, wenn diese letzteren aus ihrem politischen Dödel schlief überhaupt so weit erwachten, daß sie sich an der Campagne beteiligten. Es ist dies eine der zahlreichen amerikanischen Anomalien und Abnormitäten.

Schließlich thaten sich die reichen Grundbesitzer denn doch zusammen und brachten vor einigen Jahren in der Legislatur des Staates ein Gesetz ein, welches die Feuerzonen der City so weit ausdehnte, daß schließlich keine Holzbauten mehr in jenem Bezirk errichtet werden dürfen, und sind erst jene zweitausendfünfhundert Squatterhütten verschwunden, dann können sie niemals wieder hergestellt werden, selbst nicht mit Erlaubnis der Herren des Bodens. Nicht wenige von diesen lassen sich übrigens für die Nutzung ihrer leeren Bauplätze eine Pacht bezahlen, mit welcher sie ihre Grundsteuer decken. Denn wie anderwärts auch pflegen unsere Landbesitzer nicht gern etwas zu veräußern, sie nehmen selbst Miete für eine kahle Felspitze, auf der kaum ein Hühnerstall Raum hat und für deren Wegsprengung sie späterhin Tausende von Dollars entrichten müssen. Unternehmende Squatters mit einigen Mitteln packten sich größere Strecken und bauten ganze Reih von Hütten, welche sie an ihre ärmeren Landsleute vermieteten, sie traten dadurch selbst in die bevorzugte Klasse der „Landlords“ ein und wurden sowohl hiedurch, sowie durch ständiges Betreiben ihrer Geschäfte Kapitalisten, unter denen sich auch zwei Deutsche mit einer Bankanlage von je dreißigtausend Dollars befinden.

Aber, wie gesagt, die Tage von Shantytown sind gezählt, und auch die verstreuten kleineren dazwischenliegenden Kolonien, welche die obere Stadt überall verzieren, wo noch leere Strecken der Bebauung harren, sehen mit Schrecken ihrem Ende entgegen. Allenorten erblickt man den Warner mit der roten Fahne, der die Nachbarn mahnt, sich fern zu halten, und gleich darauf tracht es, losgerissene Steine durchzuwerfen die Luft und wo sich noch eben ein felsiges Plateau erhob, schneit das Auge über ein flaches Trümmerfeld. Erschütternd ist es, mit welcher Kühnheit der knorrige Squatter oft der Gefahr trotzt und einen wie positiven Widerstand er denen entgegensetzt, die ihn aus seinem Heim vertreiben wollen. So sah sich einer der Hülfsmarschälle, der im Namen eines Grundbesizers handelte, gezwungen, einen der Widerpenstigen zu binden und eine Strecke weit von seiner Hütte zu entfernen, um letztere ein starkes Tau zu legen und sie dann durch Vorspannung von Pferden niederzureißen. In einem andern Falle unterminierten Steinbrecher, welche an dem Felsen arbeiteten, auf dem die hartnäckige Bude stand, das Gestein bis zu dem Grade, daß zum Ergötzen der Zuschauer das Häuschen langsam hinab-rutschte und zwanzig Fuß tiefer in tausend Stücke zerfiel.

Eine alte Irlanderin hatte eine Shanty auf einer Felspitze, die gerade in der Linie einer Querstraße lag, welche durch eine Felsmaße geprengt werden sollte. Sie blieb zähe in ihrem Nest, ungeachtet des unaufhaltsam näher schreitenden Verhängnisses. Als sie nun einmal ihr Schloß verlassen hatte, um irgend ein Geschäft zu besorgen, wurde von Seiten der Belagerer rasch alles in Bereitschaft gesetzt, und es fehlte nicht viel, so wären Bude, Gärten und Ställe hoch in die Luft geflogen. Aber der Inspektor fühlte ein menschliches Mitleid. „Kommt“, sagte er, „laßt uns alle Hand an Werk legen und das ganze Bestium der Alten auf die andere Seite der Schlucht schaffen, wo ihm kein Schade geschehen kann.“ In einer halben Stunde war alles vorbei, und als die Frau bei Einbruch der Dunkelheit heimkehrte, wußte sie nicht, was aus ihrer Zwingsburg und deren Terrain geworden war. Man führte sie nach dem gegenüberliegenden Rande, wo ihr Haus-

chen nebst Ställen auf einer neugebildeten Felspitze sich erhob, und eine Zeit lang war sie im Zweifel, ob sie sich nicht in der Lage geirrt hätte und ob die Leute die Wahrheit sagten, daß mit ihrer Hütte keine Veränderung vorgegangen sei, denn im Innern der Hütte fand sie alles genau auf dem alten Platze wieder.

Manche jener eigenartigen Grundstücke machen auf den Besucher einen förmlich idyllischen Eindruck. Dort unten liegt eins, etwa zwanzig Fuß tiefer als wir, die wir von der Straße auf das freundliche Häuschen mit den hellen Wänden, den grünen Fenstern und den roten Gardinen niederblicken, auf dem sauber gepflegten Blumen- und Gemüsegarten, auf die rein gestrichelten Felder und die gadernde Hühnerschar. Auf jenem schroffen Felsenriff, mehr als fünfzig Fuß über uns, zu welchem steile, leiterartige Treppen emporführen, wohnt ein von wildem Wein umranktes, zwischen Grün und Blüten fast verdecktes Wohnhaus, es atmet Zufriedenheit und eine gewisse Wohlhabenheit, und wir bedauern, daß auch ihm in nicht allzu ferner Zeit die alles nivellierende Pionierschar nahen wird.

Auf einem Streifzuge durch Shantytown begegnete ich einem vom Friedhof zurückkehrenden irländischen Leichenzuge. Es waren fünf bis sechs Kutshen, die einander folgten und vor einem Berg schloß hielten, zu welchem ein etwas mühsamer Pfad im Felsad hinaufgeleitet. Die trauernden Hinterbliebenen stiegen aus und taumelten, von einer Seite zur andern schaukelnd, Männlein wie Weiblein, den schwierigen Weg hinan; nicht der Schmerz schüttelte sie so, sondern der beim irish wake, der Totenwache, zu reichlich genossene Whisky.

Nach an dem nämlichen Tage sah ich in einem andern Teil der Kolonie eine Reihe von Equipagen sich zur Bestattung formieren, denn nobel will der Irländer begraben sein, wenn er auch ärmlich gelebt hat. Aus einer mackigen Shanty erscholl bald lautes, bald gedämpftes Wehklagen. Eine schwarz und weiß gekleidete weite melancholisch an der niedrigen Thür, vor der eine Gruppe Leidtragender stand. Ich zog den Hut und trat ein. In dem einzigen, von Menschen vollgedrängten Zimmer ruhte auf roh behauenen Holzstühlen ein von zahlreichen brennenden Kerzen umstrahlter offener Sarg, an dessen Kopfende der funktionierende Priester, das Haupt auf die Brust gesenkt, feierlich betete, während am Fußende ein schluchzendes Elternpaar und zwei kleine Kinder knieten. Die übrigen wandelten langsam, einer nach dem andern, um die Bahre, um einen letzten Blick auf die Verbliebene zu werfen, ein junges Mädchen von seltener Schönheit. Von Zeit zu Zeit erhoben Vater und Mutter die Stimme zu leidenschaftlichem Schmerzensstöhnen und die Kinder und die meisten der anwesenden Weiber fielen jammern ein.

Es war das pecuniary der irischen Totenklage.

Seckkrankheit.

In einer der letzten Sitzungen der Berliner medizinischen Gesellschaft machte ein junger Forschungsreisender, Dr. med. R. Neubaut, einige neue Mitteilungen über die Seckkrankheit. Man habe sich daran gewöhnt, so führte er aus, Seckkrankheit und Erbrechen für dasselbe zu halten. Das sei aber durchaus falsch, denn Erbrechen sei wohl das am meisten in die Augen springende, aber nur in den Anfangsstadien der Krankheit vorwiegende Anzeichen. Ingesamt zeigt sich das Krankheitsbild bei der Seckkrankheit aus folgenden Anzeichen zusammen: hochgradiges Unbehagen, Appetitmangel, Schwindel, verlangsamter Herzschlag, hartnäckige Verstopfung, dumpfe, bohrende, meist halbseitige Kopfschmerzen und herabgesetzte Nierenfähigkeit. In ihrem Verhältnis zur Seckkrankheit lassen sich die Menschen in drei Gruppen einteilen: zunächst diejenigen, die nie von der Seckkrankheit befallen werden; dieselben betragen höchstens 3 Prozent der Gesamtheit. Sodann diejenigen, welche die Krankheit niemals überwinden können, ebenfalls etwa 3 Prozent. Den Rest bilden diejenigen, welche mehrere Tage nach Eintritt der Reize schwer zu leiden haben, bei denen dann jedoch eine vollständige Genesung an das Schaulin eintritt. Ein Teil der Anzeichen läßt sich durch den schnell wechselnden Blutdruck im Gehirn bei den heftigen Aufwandsbewegungen des Schiffs erklären. Beim Hinabschnellen in ein Wellenthal tritt Blutstauung, beim Erheben auf einen Wellenberg Blutleere des Gehirns ein. Daß plötzliche Blutleere des Gehirns Uebelkeit und Erbrechen zur Folge hat, ist bekannt. Der Vortragende hat nun bei seiner letzten Weltumsegelung die Entdeckung gemacht, daß bei anhaltenden heftigen Schiffsbewegungen die Nierenabsonderung in auf fallender Weise heruntergeht und liegt dies durch genaue, an sich selbst angestellte Messungen. Diese Erscheinung läßt sich nicht etwa durch die Wasserentziehung des Körpers beim Erbrechen erklären, sondern lege den Gedanken nahe, die Fälle lang dauernder Seckkrankheit, wo die Kranken tagelang in völliger Abgestumpftheit, mit dumpfen, bohrenden Kopfschmerzen daliegen, als leichte Formen von Urämie (Blutverderbnis durch nicht ausgeschiedene Harnstoffe) aufzufassen. Eine große Linderung, bei manchem sogar auch Heilung, verschaffe wogerechte, zusammengekauerte Lage, das heißt im Liegen den Kopf auf die Brust gesenkt, die Beine an den Körper angezogen. In dieser Lage kann wegen des vorteiligen Verlaufs der Blutgefäße plötzliche Blutstauung und Blutleere des Gehirns nicht eintreten und die Eingeweide nebst ihren Nerven sind dabei am meisten vor Himndruckerzittern geschützt. Ein nicht zu verachtendes Linderungsmittel ist das Chloralhydrat; seine Wirkung beruht lediglich darauf, daß es dem mühsamsten Gehirn Ruhe, dem Kranken den lang entbehrten Schlaf verschafft. Man gebe dasselbe in einmaligen Dosen von 1 Gramm, nicht gleich im Anfang des Leidens, sondern erst am dritten oder vierten Krankheits-tage. Alle übrigen Mittel scheinen ganz nutzlos zu sein, geradezu verderblich ist der Genuß von Spirituosen. Von dem kürzlich verstorbenen Professor Beard wurden Bromsalze empfohlen, namentlich Bromkalium in Dosen von 10 Gramm am dritten Krankheits-tage.

Sinnsprüche.

Bei drei Gelegenheiten erkennt man den Mensch: bei Geldsachen, in der Trunkenheit und im Zorn.

Unglücklich ist der Mensch, der sich für verloren, unglücklich ist der Mensch, der sich für vollkommen gerecht hält.

Die Freiherren von Bornhorst.

Novelle

von

Alfred Stelzner.

(Fortsetzung.)

Der Zorn, der Umar anfangs so unaufhaltsam überwältigt hatte, war nach und nach in seiner furchtbaren Anlage in bitteren Groll aufgegangen.

Namenlose Wehmut überkam ihn jetzt, als er Leonard bleich und bebend, mit gesenktem Haupte, wie niedergeschmettert vor sich stehen sah. Alle Liebe, die er dem Knaben gewidmet, alles Gute, was er dem Jüngling erwiesen, schien ihm plötzlich wie aus dunkler Nacht in neuem, durchbrechendem Morgenrot verhöhnend entgegen zu strahlen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen. Er klagte sich an, daß er sich zu schweren Vorwürfen hatte hinreihen lassen gegen ein Geschöpf, das er selbst gezogen und gebildet zu dem, was es war, das ihm trotz aller Fehler und Vergehungen, trotz seines selbstamen, widerspruchsvollen Charakters wie ein Sohn aus Herz gewachsen war.

„Hast Du wohl bedacht, Leonard,“ fuhr er weich und mit leiser zitternder Stimme fort, — und er sah, wie jener bei Nennung seines Namens wie unter erdrückender Wohlthat erschüttert zusammenzuckte, — „hast Du ehrlich und Dir selbst getreu bedacht, welch ungeheures Leid Du in jugendlichem Ungestüm und berauschter, schnellflodernder Leidenschaft mir zu bereiten nicht zurückschrecktest? Hast Du Dir Rechenschaft abgelegt, daß Du im Begriff standest, mein letztes Glück mit undankbarer Hand schonungslos zu vernichten, das mir der Himmel wie endliche selige Erlösung nach einem Leben unsäglichster Dede und Selbstanklage ins Herz senkte, an das ich mich klammere, lechzend nach Rettung wie ein Verzweifelter?“

Umar atmete tief auf. Unaufhaltsame Rührung übermannte ihn, als ob jahrelang in herbem Stolz unterdrücktes Weh in einer gewaltigen Regung dahinschmolze.

„Leonard,“ hub er mit erstideter Stimme von neuem an, beide Hände wie schmerzverloren an die Stirn pressend, „hast Du den trostlosen, ungeheuren Gedanken ausgedacht, mein letztes Glück zu zertreten, daß ich verzweifelte? — Fällt's Dir nicht mit furchtbarer Schwere aufs Herz, hast Du Deine Empfindungen abgewogen gegen meine Liebe, daß Du nicht zurückbeist, unaussprechliches Glück mir zu rauben, daß ich zurückfiele in gräßlichen Fluch, der mein Sein vergiftet, daß ich verzweifelte am Leben, einsam, verlassen, selbstverloren?“

Von tiefer Rührung überwältigt, sank Umar in einen Sessel. Mit zitternden Händen fuhr er sich über die Augen. Gewaltig suchte er sich zu fassen und ein Aufschluchzen, das seine Brust in jähem Aufzucken erbeben machte, zu unterdrücken.

Plötzlich fühlte er seine Kniee umklammert.

„Vater, lieber, lieber Vater!“ schluchzte es in überströmendem Gefühlsausbruch zu ihm auf. „Weine nicht! Es schneidet mir ins Herz. Vergib! Vergib mir Glenden! Du sollst glücklich sein, lieber, guter Vater. — Gabriele ist Dein. Hörst Du, Vater, Dein! Ich bin ihrer unwürdig durch Deine Liebe!“

Leonard hatte sich durch die furchtbar anklagenden Bornesworte des Gereizten in ungeheurer Beschämung zu Boden geschmettert gefühlt; bleich und bebend hatte er ihnen in fassungsloser Beklemmung gelauscht; aus tiefster erschütterter aber war er durch die weichen, wie in namenlosem Weh verhallenden Vorwürfe und Bekenntnisse des unglücklichen Mannes gewesen. Im Innersten ergriffen und gepackt, wie in plötzlich hervorbrechender Selbsterkenntnis, die ihn über sich selbst erhoben, die sich in einer unwiderstehlich besiegenden Empfindung offenbart hatte, war er dem Vater laut aufschluchzend zu Füßen gestürzt.

„Sollst glücklich sein, Vater!“ wiederholte er, unter Thränen lächelnd zu ihm aufschauend.

In eigentümlicher Hast, mit fliegendem Atem sprang er auf und eilte zur Thür.

„Ich gebe, Gabriele Lebewohl zu sagen! — Sollst glücklich sein, Vater!“

Es war, als ob sein ganzes Sinnen und Sein in diesem einen Gedanken aufgehen wollte, als ob er sich selbst über dem Glück des Vaters vergessen hätte.

Mit feuchtem, zärtlichem Blick schaute Umar auf ihn hin und nickte ihm leise zu.

Wie unschlüssig zögerte Leonard. Sein dunkles Auge glühte groß und hingebend.

Schnell eilte er plötzlich auf Umar zurück und preßte ihn stürmisch an seine Brust. Dann stürzte er stumm hinaus.

Lange blickte Umar ihm nach. Ein unendlich glückliches Lächeln umspielte seine feinen Lippen.

Nie vorher war Leonard der Weg zu Gabriele kürzer erschienen als jetzt, da er, dem ersten, mächtigen Antriebe bedingungslos und ohne Besinnen folgend, die Brust in lauter Freude wie über beglückenden Sieg geschwehlt, durch den dunklen Wald dahineilte, mehr laufend als gehend, um seine Liebe zu verleugnen, um dem Vater ein Glück zu erröten, das er, wie er sich beinahe ingrimmig sagte, undankbar, herzlos und heimtückisch zu zerstören versucht hatte.

Wie dankbar war er Gabriele jetzt, daß sie standhaft,

in lauterster Gesinnung, ihm zum hehrsten Vorbilde, seine Vermessenheit zurückgewiesen.

Phantastische Vorstellungen, wie er seine Schuld fühne, was alles er aufbieten sollte, um Gabriele seine Untreue — nein, seinen Irrtum, wie er behaupten würde, und seinen Abschied leicht zu machen, um sie zu überzeugen, daß ihre Liebe dem edlen Manne gehöre, dem sie ihre Hand zu eigen gegeben, umgafelten noch seine Sinne, als er das Wiberg'sche Herrenhaus erreichte und, ohne sich anmelden zu lassen, auf ihm wohlbelannten Wegen an der Thüre zu Gabriele's Zimmer angelangt war.

Niemand war ihm, wie auf dunklen Waldpfaden, so in dem hellerleuchteten Hause, begegnet.

Das Herz pochte ihm stürmisch, ein fremdes Lächeln suchte in seinen Zügen, als er mit fester Hand um Einlaß pochte und, ohne eine Antwort abzuwarten, ins Zimmer trat.

Er fand Gabriele allein.

Es fiel ihm nicht auf. Er meinte, es hätte so sein müssen.

Sie saß ihm zugewandt am Kamin ihres mit anheimelnder Behaglichkeit ausgestatteten Zimmers und war offenbar durch sein Pochen aus verlorenem Hinträumen unerwartet aufgeschreckt worden.

Er näherte sich ihr mit freundlichem, freiem Gruße.

„Hastest recht, Gabriele!“ begann er unvermittelt, wie an früheres wieder anknüpfend, „Du liebst den Vater mehr als Dein Leben, weil er's verdient, weil er Dich liebt, wie wenige verdienen, geliebt zu werden.“

Das Mädchen schaute bestürzt zu dem so wunderbar auf sie Einredenden hin.

„Sieh, Gabriele,“ fuhr Leonard herzlich und mit eigenem leuchtendem Blick fort, „ich täuschte mich über mich selbst. Ich liebe den edlen Mann wie Du, mehr als mich selbst. Du wirst unendlich glücklich sein als sein treues Weib, wie Du — an seiner Seite glücklich bist als seine Braut. Du bist ihm angelobt, unaussprechlich zu unser aller Heil. — Ich nehme Abschied von Dir, ohne Groll — nein, beschämt,“ — er holte tief und schwer Atem — „beschämt, daß ich — Dich täuschen konnte, weißt Du, Gabriele, — daß ich freventlich mit Dir spielen konnte, um — Dich zu prüfen, ob Du meiner — ob Du der Liebe des hochherzigen, lieben Mannes würdig siehst und fest an ihm hängst wie am Unverbrüchlichsten, womit der Himmel Dich begnadigt. — Das wollte ich Dir sagen, das nur noch vor meiner Abreise, Gabriele! — Leb wohl, leb wohl! — Sei stark, — sei lieb zu ihm. — Vergiß, vergiß nicht, ihn glücklich zu machen. — Er verdient es wie kein anderer! — Leb wohl, Du Liebe!“

Mit langem Blicke schaute er jetzt auf sie hin. Er hatte langsam und stöckend, in abgerissenen Sätzen gesprochen, als ob er auf eine Unterbrechung gewartet hätte. In allen Pausen aber hatte er vergeblich auf eine Antwort Gabriele's geharrt.

„Leonard!“ schrie sie nun endlich, als er lange schwieg, schluchzend auf und umklammerte frampfhaft seine hingestreckte Hand, „verlaß mich nicht! Du sprichst irre, Du sprichst nicht, wie Du denkst!“

„Gabriele!“

„Hast Du vergessen,“ fuhr sie wie selbstvergessen fort, ihn in unsäglicher Beschämung und Sorge zugleich anschauend, „wie Du mich zu schrecklichem Nachdenken aufgerüttelt, aus schrecklichsten Traumen falscherziger Entlassung aufzuwecken?“

„Um Gottes willen, schweig, Gabriele!“ beschwor Leonard das erschütterte Mädchen, das im Angesicht seines unvermittelten Abschiedes, der ihn in so durchaus veränderter Haltung und Stimmung zeigte, für die es umsonst nach der mindesten Erklärung suchte, alle Selbstbeherrschung eingebüßt zu haben schien, „ich darf Dich nicht so sprechen hören. Ich will es nicht. Es ist Deine Pflicht und es wird Dein schönstes Glück sein, den Mann zu lieben, dem Du Dich angelobt.“

Mit zitternder Hand fuhr er sich über Augen und Stirn. Sein Blick war trüb und wie verschleiert.

„Laß uns scheiden wie dereinst, Gabriele, wie Jugendgepielen, freimütig, herzlich, unverzagt — und...“ fuhr er, träumerrisch in die Weite schauend, mit umflorter Stimme fort, „und vergiß nie, was Du dem edelsten der Männer vor Gott und Menschen und — vor seinem Herzen schuldig bist.“

Seine Stimme hatte zuletzt einen harten, drohenden Klang angenommen.

Gabriele war unter ihm zusammengezuckt. Sie empfand den düstern, lauernden Widerspruch zwischen dem träumerischen Wesen und den förmlichen, sittenstrengen Worten Leonards mit laßendem Drücke, ohne sich doch seine plötzliche, so rätselhafte Sinnesänderung erklären zu können.

Große Thränen rannen langsam über ihre bleichen Wangen.

„Bist ehrlich und gut, Leonard,“ flüsterte sie kaum vernehmlich. „Ich will es tragen, wie Du es sagst!“

„Leb wohl, Du Liebe!“ wiederholte Leonard träumerrisch, wie über sie hinstarrend, und langsam wandte er sich ab.

Er hatte es peinlich vermieden, sie anzublicken. Der unendlichen Trauer, der namenlosen Wehmut in ihren stehenden Augen hätte er, wie er dunkel empfand, kaum wohl zu widerstehen vermocht.

Wie er jetzt aber zur Thür wankte, legte es sich ihm mit gräßlicher Schwere auf die Seele.

Auf halbem Wege hemmte er seine Schritte. Scheu

blickte er zurück und wandte sich noch einmal der Geliebten zu, der er mit ungeheurem, heldenmütigem Entschluß auf immer entzagt hatte.

Schmerzgerissen stöhnte er auf. Haltlos, als ob er vergeblich ringe, sich in die Nähe der einzigen festzuklammern, streckte er die Arme gegen Gabriele aus und hauchte mit gebrochener Stimme ihren Namen.

„Leonard!“ schrie da Gabriele wie entgeistert auf. „Es kann nicht sein!“

Sie stürzte auf ihn zu. Sie fiel ihm um den Hals. Sie umklammerte seinen Nacken, als ob sie ihn nimmer wieder lassen könnte.

„Nimm mich hin!“ schluchzte sie fassungslos, das Antlitz an seiner Brust bergend. „Dein bin ich, Dein, Leonard,“ flüsterte sie erschauernd und sehte mit ersterbender Zärtlichkeit hinzu: „weil ich Dich liebe, Leonard, weil ich Dich liebe, Du Süßer!“

„Weib, Weib!“ stöhnte Leonard und suchte sich aus ihrer Umschlingung loszuringen. „Entsetzliches bürdest Du mir auf, Entsetzliches gibst Du mir mit auf den Weg. — Laß ab von mir. Der Vater — sein letztes Glück Du...“

Seine Stimme brach sich in lautem Schluchzen. Tief hatte er sein Haupt auf die Geliebte hinabgebeugt.

Lange standen sie umschlungen, innig, unaussprechlich.

Sie hatten überhört, daß sich die Thüre geöffnet und wieder geschlossen hatte. Sie hatten nicht bemerkt, daß sich ihnen der alte Wiberg bestürzt genähert hatte.

Erst als er seine Hand zwischen sie streckte und sie mit eigentümlicher Stimme anredete, fuhren sie erschreckt auf.

„Was gibst's?“ hatte der kleine Herr höchlichst verwundert angefaßt, nur um doch etwas zu sagen. „Ich darf wohl gestehen, daß ich in der That überrascht bin.“

Leonard fuhr sich über die Augen.

„Abschied — für immer!“ murmelte er, sich halb zu Wiberg wendend. „Sie werden begreifen, — daß es mir schwer wird, — von Gabriele zu scheiden. Und auch ihr. — Ich reise morgen. — Lebt wohl!“

Wie um gewaltsam jede Entgegnung und alle Folgen abzuschneiden, stürzte er davon.

Als Gabriele unter Thränen aufblickte, war Leonard verschwunden.

„Was gibst's?“ wiederholte Wiberg mechanisch, als ob er nicht begriffe, was er doch mit eigenen Augen geschaut. Verzweiflungsvoll ausschlagzend warf Gabriele sich an seine Brust.

„Gott sei mir gnädig!“

Wie leblos hing sie in seinen Armen.

Gabriele hatte, nachdem Leonard sie verlassen, kaum ihre äußere Fassung wiedergewonnen, als ihr der Freiherr Ulmar von Bornhorst angemeldet worden war.

An der Brust des Vaters, dem eine Ahnung ihres Seelenzustandes aufgedämmert sein mochte, hatte sie sich ausgeweint und ihre Selbstbeherrschung mühsam und qualvoll zurückerkämpft.

Der alte Herr hatte seine eindringlichen Fragen, denen Gabriele zuerst scheu ausgewichen und endlich zerstreut und müde begegnet war, alsbald eingestellt und seine zärtlichen Bemühungen, die ihr ein rüchhaltiges Anvertrauen nahegelegt hatten, so bald aufgegeben, als er empfunden, daß sie sie aufs schmerzlichste berührten und um so verschlossener machten, je liebevoller und eifriger er in sie drang.

Kopfschüttelnd hatte er sich erhoben, als Ulmar gemeldet wurde, hatte die Hände auf Gabriele's Schultern gelegt und sie zärtlich auf die Stirn geküßt.

Vieles drängte es ihn, ihr noch zu sagen, vieles in einigen wenigen Worten, zusammenzudrängen, bevor er ging. Ein dunkles Schuldgefühl, das ihn verwirrte, mochte ihm aber die Lippen gefesselt haben. Schwiegend wandte er sich ab und schritt nachdenklich und gebeugt von dannen.

Gabriele sah sich allein.

Wie traumhafte Schatten fühlte sie es über sich hingelagert, wie mit seltsam betäubenden Schleiern ihre Sinne umspinnen. Ein wunderbarer Gleichmut, erschlassend und erlösend zugleich, war ihr ins Herz gezogen. Ein Gefühl stumpfer Schmerzlosigkeit gegen ihre im tiefsten Grunde ausgewählten Empfindungen ließ ihre Blicke wie teilnahmslos und weithin ins Leere schweifen.

Mit mattem, unbewußtem Lächeln empfing sie den eintretenden Freiherrn.

Aus Ulmars ganzer Erscheinung sprach deutlich, daß er in einer von bestimmten und festen Entschlüssen getragenen Absicht Gabriele noch am späten Abend mußte aufgesucht haben.

Sein eigentümlich unruhiges und forschendes Auge, sein gezwungenes Lächeln, seine widerspruchsvolle Haltung, die etwas Anziehendes und Ablehnendes, Gewinnendes und Verlorenes zugleich trotz allen sorgsamst beherrschten Gleichgewichtes zur Schau trug, zeugten gleich sehr dafür.

Noch sah man ihm die herzbewegende Ergriffenheit an, die ihn mit Leonards Bekenntnissen zugleich gepackt hatte. Der weiche, schmerzmitige Zug, der seinen ritterlichen Stolz so anziehend dämpfte, lagerte wie hingestorben auf seinem Antlitz.

Die unendlich beglückende Befriedigung war nur zu schnell verrauscht gewesen, die ihn wie seliger Frieden überkommen, als Leonard ihn nach gewaltigster Erschütterung seines innersten Wesens mit hochherzigstem Entschlusse, der ihm die Braut und den Sohn zugleich erhalten, wie ein Held den Besiegten verlassen; nur zu bald hatte sich ihm die

zwingende Erkenntnis erschlossen, daß er von seinem Sohne das ungeheure Opfer unter zwingenden Verwürfen gefordert hatte, dessen Undarbringlichkeit er für sich selbst mit schneidendem Hohn in Anspruch genommen hatte. Und diese Erkenntnis drückte ihn um so schwerer, als er sich sagen mußte, daß nach Alter und Art das Opfer für Leonard furchtbarer und niederschmetternder sein mußte als für ihn, zumal sein Sohn den Mangel an Macht und Einfluß um so bitterer empfinden mußte, als er sie sicher im Besitze des Nebenbuhlers wußte.

Wer sagte ihm auch, ob nicht die Liebe Leonards, die er für ein leidenschaftliches Aufwallen zu halten geneigt war, für ein irrtümelndes Feuer, dessen Flammen so schnell verlodern würden, wie sie entglommen, nicht ebenso mächtig und allumfassend, nicht ebenso tief und unausrottbar sei wie seine eigene. Nach allem, was zwischen ihm und Leonard vorgefallen, mußte er das sogar für unzweifelhaft annehmen.

Mit zermalender Gewalt war dann plötzlich die Frage wie aus dunkler Erinnerung vor ihm aufgetaucht, ob irgend welche Gründe Leonards erschütternde Behauptung zu rechtfertigen erdenkbar wären, daß Gabriele ihn überhaupt nicht liebe. Diese Frage hatte sich so heimlich in sein Herz geschlichen, hatte sich so plötzlich aus naheliegendem Hinterhalt in ihrer ganzen unerträglichen Größe vor ihm aufgerollt, daß er vor sich selber erbleicht war.

Was er für leeren Veracht, für erbärmliche und schimpfliche Drohungen gehalten beim Beginn der Unterredung mit Leonard und als solche bald vergessen hatte, mußte sich ihm im Laufe derselben, ohne daß es ihm sogleich bewußt geworden wäre, dennoch mit folgenschwerstem Nachdruck ins Herz geschrieben haben, denn da es jetzt wie aus unbewußter Nacht mit furchtbarer Klarheit in ihm wieder aufgeleuchtet war, suchte er mit peinlichster Gewissenhaftigkeit nach allen erdenklichen Gründen einer Rechtfertigung.

Er entsetzte sich vor der ungeheuren Größe der Opfer, die er gleichzeitige von Gabriele und Leonard blinden Auges nicht nur gefordert, sondern die ihm in unsäglich hochherziger Gesinnung von den Edlen dargebracht werden sollten, wenn er dem Gedanken Raum gab, daß Leonards Behauptung in schreckliche Wahrheit einzumünden vielleicht berechtigt sei.

Wäre es denkbar, daß Gabriele durch einen ebenso mächtigen wie unheilvollen und verurteilungswürdigen Einfluß ihres Vaters sich hätte bestimmen lassen, für Liebe auszugeben, was, wie Leonard behauptete, nur eine an Aufopferung grenzende Dankbarkeit war? Hatte dieser Einfluß gar hingereicht, das edle Mädchen zu bestimmen, ihrer Herzensneigung zu entsagen, um einem ungeliebten Manne — sich selbst zu opfern?

Es könne nicht sein, hatte sich Ulmar gesagt, sonst hätte er mit Blindheit geschlagen sein müssen an dem Tage, wo Gabriele sich ihm angelobt, wo er hingebende, beseligende Liebe in ihren Augen für sich sprechen zu sehen gewöhnt. Je länger und hartnäckiger er aber in seinem Gedächtnis suchte, desto mehr verlor sein Glaube an überzeugender Gewalt, desto mehr kleine, unscheinbare Züge, die er an vergangenen Tagen einer Beachtung kaum gewürdigt, fielen ihm ein, die seine Zweifel bis zur Unertüchlichkeit steigerten.

Er mußte sich Gewißheit verschaffen, heute noch, trotz der späten Abendstunde.

Ein unaussprechliches Herzensbedürfnis trieb ihn, seine hämischen Zweifel wie häßlich trübende Nebel vor der Sonne seiner Liebe sich verflüchtigen zu sehen.

Wie er stand und ging hatte er, in einen weiten Mantel gehüllt, den Weg angetreten.

Es war eine finstere Nacht gewesen. Er hatte es kaum gemerkt. Er hatte nicht einmal aufgesehen, als ihm auf der öden Landstraße in der Nähe des Schlosses eine dunkle Gestalt entgegengekommen und langsam an ihm vorübergeschritten war. Wenn er hätte ahnen können, daß es Leonard gewesen, der die Geliebte kaum verlassen, hätte er seinen eiligen Schritt doch wohl gehemmt.

So aber hatte er hastig und von seltsamen Gedanken eingenommen seinen Weg unbekümmert fortgesetzt.

Zum zweitenmale war ihm dann eine dunkle, misstrauenerweckende Gestalt schon in der Nähe des Wiberg'schen Herrenhauses entgangen, die sich bei seinem Herannahen sonderbar geregt, wie unschlüssig einen Schritt zurückgetreten war und ihm lange nachgestarrt hatte.

Mit herzbeklemmenden Gefühlen war er Gabriele gegenübergetreten und hatte sich mit stöckenden Worten wegen seines verspäteten Erscheinens entschuldigt.

Seinem scharfen Blicke, der heute nicht durch die Schleier voreingenommener Vergünstigungen verhängt war, konnte das müde Lächeln nicht entgehen, weniger noch die thränen-schweren Lider über mattem Auge, der herbe Zug an den bleichen, sonst so blühenden Lippen.

Wie Rührung überschlich es ihn, als er das herrliche Mädchen so bleich und hilflos, so flehenlich fragend, wie zu ihrem Erlöser — wie ihm dünkte — zu sich aufblicken sah.

Er mußte an sich halten, um das in seiner Demütigung vor ihm so hinreißend schöne Weib nicht in übermannendem Gefühl an seine Brust zu pressen und seine brennenden Lippen in den schimmernden Haarflechten zu kühlen.

Gabriele beugte das Haupt und schlug die Augen nieder vor seinem heißen Blick.

Ulmar zuckte plötzlich zusammen.

(Schluß folgt.)

Am goldenen Steig.

Eine Böhmerwaldsfahrt von W. Draxler.

Illustriert von B. Schreiber.

Seit Schillers Räuber in die böhmischen Wälder zogen und dort ein Räuberleben führten, ist der Böhmerwald der beliebteste Schauplatz und der wirksamste Hintergrund für alle möglichen und unmöglichen Schauer- und phantasiereicher Erzähler und Reisebeschreiber.

Wer aber die Scheu vor Räubern und Mördern, vor Sumpfen und Irrwegen, vor Einsamkeit und Oede überwindet und sich entschließt, diese „schrecklichen“ Wälder aufzuzukuchen, der wird überrascht sein von den majestätischen Bergrücken mit den dunklen, dämmernden Wäldern am Abhange, den märchenhaften Höhen am Sattel und den herrlichen Feinsichten vom Gipfel, von den bald düstern, schluchtartigen, bald freundlichen, geräumigen Flusstälern, von den fagenumwundenen Ruinen der Höhen und den geschichtlich und architektonisch merkwürdigen Städten und Dörfern der Täler, welche ein gastfreundlicher deutscher Volksstamm bewohnt, bei dem Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens und des Eigentums so selten vorkommen, daß in den meisten Orten jahrein jahraus weder Thür noch Thor geschlossen werden. Auf daher nach den böhmischen Wäldern und laßt uns dort ein fröhlich Wanderleben führen!

Von Deggendorf über Regen und Eisenstein, von Pilse über Neun, von Linz über Budweis können wir mit der Bahn, sonst fast überall mit Post- und Stellwagen in das Gebirge gelangen. Wir wählen heute den goldenen Steig. Das ist ein schöner



Die Kunzwarte, Ruzhwarda (Bärenloch).

Name, der uns Gestalten aus längst vergangenen glänzenden Tagen zu Reisesgenossen herbeiruft und für unsere Fahrt von guter Bedeutung ist.

Von der Stadt des Bischofs Pilgerim, dem schönen Donaukloster Passau, wenden wir uns nach Nordosten, dem blauen Gebirgsmaße zu, von dem die Elz ihr klares, braunes Wasser herabführt.

Schon um das Jahr 1000 schritten diesen Weg schwerbeladene Saumtiere, welche Salz aus Berchtesgaden, Goldschmiede- und Plattnerwaren und andere Erzeugnisse aus den gewerblustigen Städten Süddeutschlands von Passau über Strakonitz, Waldkirchen, Fürst, Böheimzweifel, Bischofsreuth, Böhmisches-Röhren und Wallern nach Prag führten, von wo der weitere Verbleib nach Böhmen erfolgte, das bekanntlich kein Salz hat. Letztere Stadt bildete demnach den jenseitigen, wie Passau den diesseitigen Stapelplatz und beide Orte zogen aus dem Steighandel einen derartigen Gewinn, daß sich mit Recht die Bezeichnung „goldener Steig“ einbürgerte. Zwölfhundert bis dreizehnundert Saumpferde gingen zur Blütezeit des goldenen Steiges von Prag nach Passau und eine große Zahl von Ortschaften verdankt diesem



Dreißelfelds.

Handel ihre Entstehung. Heute ist aber kaum eine Spur von dem berühmten Saumerweg vorhanden; einen hohlwegartigen Bodeneinschnitt mitten im Hochwald, Reste eines Prügelsweges in der Au deutet die Ueberlieferung auf den goldenen Steig.

Nach anmutiger Wanderung durch ausgedehnte Forste betreten wir bei Ruzhwarda böhmischen Boden. Ein ziemlich breites Thal, rings umfaßt von sanft geschwungenen Bergen, öffnet sich vor unseren Blicken und aus seinem Grunde leuchten die weißen Häuser des kleinen Fleckens hervor, der malerisch am Fuße des ruinen-gekrönten Schloßberges liegt. Kunzwarte heißt der alte Warten- turm auf der schroffen Höhe, der der Ansiedlung im Thale den Namen gab und von dem in jenen glänzenden Tagen die Wächter des goldenen Steiges und später freche Raubgejellen ihren Lugaus auf den belebten Saumerweg hielten. Seit Jahren ist Ruzhwarda eine besuchte Sommerfrische, von wo man eine große Zahl lohnender Ausflüge unternehmen kann.

Südlich, nur eine halbe Wegstunde von Ruzhwarda entfernt, liegt Böhmisches-Röhren. Reizend heben sich die Häuser dieses uralten Ortes von dem bewaldeten Hange des Röhrenberges ab und schauen weit hinaus über die zahllosen Rücken und Regel der Waldberge. Hier war eine Wasserstation des goldenen Steiges, und von der hölzernen Transferte hat jedenfalls die Ortschaft den Namen erhalten. Bei einem freundlichen Wirte gut aufgehoben, haben wir abends Gelegenheit, das Treiben der Leute kennen zu lernen. Bald finden sich im ersten Zimmer — wir sitzen im Herrenstübchen — einige ältere Männer und auch eine Anzahl frischer junger Burschen ein, durchweg echt bayerische Gestalten. Es wird die Zither gebracht und nun erklingen durch offene Fenster die „G'fanzeln und G'fanzeln“ hinaus in die herrliche Sommernacht.

Ein wunderbarer Weg durch prächtigen Wald führt uns von Böhmisches-Röhren den mäßig hohen Tuffstein hinan, wo ein trauliches Kirchlein mitten im Waldesdunkel uns begrüßt. Unmittelbar hinter der Kapelle erhebt sich ein Felsenriff, das auf seinem Firn ein schwarzes Holzkreuz trägt und namentlich auf der Südseite jähling in eine schauerliche Tiefe stürzt.

Wie zahllose gebleichte Schädel und Gebeine leuchtet aus derselben ein unendliches Gewirr weißer Granitblöcke herauf, welche im Laufe der Zeiten hinabgestürzt sind. Schwache Mauerreste verraten, daß hier einstmal eine fagenumwebte Burg stand.

Lassen wir Burg- trümmer und romantische Sagen und gehen wir die Aus- sicht. Sie ist nicht sehr ausgedehnt, aber um so stimmungsvoller. Aus dem engen Thal der kalten Moldau erhebt sich jäh und ohne Gliederung in imponirender Massenhaftigkeit die einfarbig blaue Wand des Dreißelfelds, als wolle es eine unübersteigbare Mauer zwischen dem Böhmer- und Böhmenlande aufrichten. Südlich zu beiden Seiten des grünen Moldauhales, aus dem manch Kirchlein und manch schimmerndes Haus heraufguckt, erhebt sich Berg an Berg; da ruhen die breiten Waldesrücken und steigen schwarzblau, lieblich dämmernd ab gegen den Silberglanz der Moldau, da blaue Forst an Forst in angenehmer Färbung und manch zarte blaue Rauch- säule steigt fern aus ihm zu dem heitern Himmel auf. Es wohnt unsäglich viel Liebes und Wehmütiges in diesem Anblick.

Vom Tuffstein erreicht man in drei Stunden Wallern. Der Weg geht durch einen der größten Hölzer des Böhmerwaldes, „Tote Au“ oder „Hilzu“ geheißen. Von der sehenswerten Glashütte „Eleonorenhain“ angefangen, erstreckt sich das namentlich botanisch interessante Sumpfland — anderthalb Stunden lang — im Moldau- thale bis Humwald und nimmt eine Fläche von 630 Hektaren ein.

Von allen Ortschaften des Böhmerwaldes ist wohl keine in dem Grade der Luft am fragwürdigen zum Opfer gefallen, wie Wallern und seine Bewohner. Einer entdeckte unerklärlicherweise daselbst eine althochdeutsche Hausprache, einen andern brachten die schwarzen Augen der Wallerinnen betört in Verwirrung, daß er südländisches Feuer darin erblickte, und ein dritter wußte schon genau anzugeben, daß die Wallerner Abstammlinge römischer Ansiedler seien. Es braucht wohl nicht weiter bemerkt zu werden, daß sie echte Baju- varen sind.

Aber selbst wenn man auf diese ethnographische Romantik verzichtet, bietet Wallern und seine Umgebung des Wert- wüthigen und Anziehenden noch genug.

Ein auffallend weites, ebenes Thal, wie es in dieser Form und Ausdehnung im Böhmerwalde nicht wieder vorkommt, breitet sich vor unseren Blicken aus. Eine Anzahl (neunhundert) von hölzernen Heuschauern (Stadeln) stehen zerstreut auf dem grünen Plan, der allseitig von bewaldeten Bergrücken eingeschlossen ist, über welche die Ruppen und Spigen der dahinter aufragenden hohen Berge her- einschaun. Man wird un- willkürlich an ein Alpenthal erinnert und diesen Eindruck vervollständigen noch die alten Holzhäuser der Stadt mit ihren feinbeschwerten Dächern, den braunen Gale- rien auf der Gassenseite.

Kein Tourist unterläßt es, den Kubani mit seinem Urwald zu besuchen, der von Wallern auf bequemer Straße zu erreichen ist. Dort, wo der Kubani und der Querriegel des Basum zusammenreffen, schliefen sie eine Schlucht von groß- artiger, wildromantischer Schönheit ein, deren Ge- hänge bis nahe zum Gipfel des Kubani mit einem Walde bedeckt sind, der noch keine Art gesehen hat und auch keine sehen soll. Die Zudenstraße führt uns in weiten Windungen bis zur Kuppe des Berges hinan, und wer von der Straße abbiegt und den Wald be- tritt, dem bietet sich ein Vegetationsbild, das in

Mitteleuropa kaum seinesgleichen haben dürfte. Hochstetter, der vor vierzig Jahren noch mehr solcher Wildnisse gesehen hat, schildert in naturgetreuer Weise einen Urwald des Böhmerwaldes.

Sturm, Wetter und die Jahrhunderte haben nur Bilder der Verfallung und Verwilderung übrig gelassen. Die Stämme stehen „schütter“ (einzeln und einzeln), dazwischen dichtes Gestrüppe von



Der Gipfel des Dreißelfelds.

Himbeeren, Brombeeren und Heidelbeeren, Weidenröschen, ein Gewirr von Felsblöcken, modernsten Zweigen, Ästen, Stämmen, Stöcken; hier steht ein Niesenkamm noch grün, aber der Sturmwind hat ihm die Krone abgerissen und von den Ästen hängt, wie graues Haar, das Bartmoos in klatterlangen Fäden, die der Wind hin und her wiegt; hier steht ein Stamm, längst abge- storben, morsch und faul, ausgehöhlt, daß er angezündet wie glimmender Zunder fortglüht, eine graue, gespenstische Gestalt, die ihre Knochenarme in die Luft reckt; hier liegt eine Nichte mit der Wurzel ausgerissen, in deren Reihwerk Erdklumpen und Felsstücke hängen, der mächtige Wurzelsack, wie eine Mauerruine und do- neben eine breite Grube; dort liegt eine Tanne am Stamm ab- gerissen, sie vermodert und verfault und auf dem Leichnam leimt neues Leben, eine junge Tanne- und Fichtenfaat, und zwischen all dem Gewirr rundliche, von weißen Flechten überzogene Granit- blöcke, wie gebleichte Niesenschädel, üppiges Strauchwerk, Farn- kraut und Moos, Tod und Stein mit frischem Grün, mit jastigem Leben überwuchernd. Ist man in solchen Wirtmar einmal hinein- geraten, so hat man Mühe und Not, wieder herauszukommen. Die morschen Stämme fallen dumpf tragend unter dem Tritt zusammen, welche Moosbügel überdecken trügerisch lockeres Haus- werk und Felsklüfte, in die man durchbricht.

Der Gipfel des Kubani (1362 Meter) ist durch eine Dentfäule geziert und gewährt eine großartige Umchau über die ungeheuren Felsmassen des Gebirges und die malerischen Täler und Or- tschaften des Vorlandes.

Von Wallern aus besteigen wir auch den Dreißelfeld, dessen langgezogener Rücken uns bei der bisherigen Wanderung stets als mächtiges Wahrzeichen ge- dient hat. Den ganzen Kamm entlang erheben sich isolierte Felsmassen, welche wie von Menschenhand auf- geführte cyklopische Bauwerke erscheinen und bald langgezo- gene Mauern, bald



Wallerner Haus. — Alte Gasse in Wallern (der Winkel).



Adelbert Stifter. — Der Gipfel des Blödensteins.

umfangreiche Felsentheater, bald dünne Obeliskten von beträchtlicher Höhe darstellen.

Die großartigste dieser Felsenpartien treibt das Gebirge an seinem nördlichen Ende empor, es ist dies der 1330 Meter hohe Hohenstein, dessen Felsenpyramide in scharfer Abgrenzung die Kammlinie überragt. Am meisten durch Brauch und Sage bekannt und durch die felsigen Felsbildungen auffallend ist der Dreifesselberg, 1311 Meter hoch, welcher den niedrigsten Teil des ganzen Gebirgszuges darstellt. Hier berühren sich die drei Landesgrenzen an der nahen Dreiecksmark. Der Dreifessel ist ein beliebter Ausflugsort der benachbarten bayerischen Ortschaften, und alljährlich finden sich am Jakobitag im Juli aus der ganzen Umgebung hunderte von Gästen ein, um im Frieden nachbarlicher Eintracht Volksfeste zu feiern. Die größte Erhebung erreicht das Dreifesselgebirge an seinem Südenende in dem 1378 Meter hohen Blödenstein, dessen Gipfel dieselbe Lagerung der grobkörnigen weissen Granitblöcke aufweist. Im zweiten Drittel seiner Höhe liegt der berühmte Blödensteiner See, und dahin geht unsere Wanderung.

Bei dem Dorfe Humwald öffnet sich vor uns das weite Moldau-

thal, Unterland geheißen, mit seinen wohlhabenden stattlichen Dörfern. Wir überschreiten am Rande der toten Au die warme und die kalte Moldau unmittelbar vor ihrer Vereinigung und biegen auf einem sehr guten und schönen Wege in den Esfelwald ein. Bei Humwald wurde im Jahre 1853 der letzte Bär des Böhmerwaldes erlegt, der im Schwarzenbergischen Jagdmuseum in Franenberg bei Rudweis schön ausgestopft zu sehen ist. Unser Weg, der mit geringer Steigung in einem Thale bergan führt, geht bald durch üppigen Hochwald, bald durch ausgedehnte Holzschläge mit zahllosen, gebleichten Stöcken und Strüngen, Himbeersträuchern und roten Weidenröschen, bald durch urwaldähnliche Wildnisse mit den Spuren der schrecklichsten Verwüstung durch Windbruch und Vorkentöser. Plötzlich stehen wir mitten im Dunkel des Hochwaldes vor einem hohen, zinnengekrönten Thor. Es ist der Eingang in den Tunnel, mit welchem der Schwarzenbergische Schwemmkanal die Wasserscheide zwischen Moldau und Donau durchbricht. Dieser Kanal, mit Ueberwindung zahlreicher Hindernisse und Aufwendung reicher Geldmittel hergestellt, ist ein großartiges Werk. Er beginnt am östlichen Hange des Dreifessels und mündet nach einem siebenundsechzig Meilen langen Lauf auf österreichischem Boden in die Mähl. Durchwegs ist er ausgemauert, mit zahlreichen Schleusen und Schwellen versehen und nimmt mehrere „Riesen“ auf, die, für sich selbst bewunderungswürdige Anlagen, das Holz von den Höhen in sein Bett führen. Der



Das Stifterdenkmal auf dem Blödenstein.

großartigste Teil desselben ist aber der Tunnel, welcher 419,1 Meter lang, 2,6 Meter breit und 2,8 Meter hoch ist. Der Kanal wurde 1789 vom

Förstingenieur Rosenauer begonnen; 1821 wurde der Tunnel gegraben. Das Holz geht auf diesem Wege in die Mähl, von hier in die Donau bis nach Wien, und es sollen auf diese Weise jährlich allein 40,000 Meter Scheitholz geschwemmt werden. Auf einem gepflasterten Steige, der neben dem Kinnal durch den Tunnel führt, kann man mit oder ohne Fackeln gefahrlos hindurchgehen, was Freunden einer etwas gruseligen Romantik hiemit empfohlen sei. Tritt man aus dem Dunkel der Wölbung heraus, so blickt man in das herrliche Alpenthal von Kirchbergen. Rings stehen majestätische Berge, die schroff aus dem grünen Grunde, in dem zerstreute Häuser stehen und Rinderglocken erklingen, emporsteigen. Auf einem teppichweichen Reistiege führt dann der Weg diagonal am Abhange des Blödensteins hinan. Es ist ein üppiger Hochwald, der nur hier und da die chaotischen Spuren des untergegangenen Baumgeschlechtes zeigt. Nach zweistündiger Wanderung glitzern weiße Tüfchen durch die Zweige, wir beschleunigen unsere Schritte und stehen an dem See. Der Eindruck ist ein mächtiger.

Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte, so liegt der See weich zwischen dem harten Gellippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbunde, dunkel und ernst, daraus manch einzelner Urbaum den ästetischen Schacht emporstreckt, wie eine einzelne altertümliche Säule. Gegenüber diesem Waldbande steigt ein Felsenplateau lotrecht auf wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung den selben Ernst der Farbe brekend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses, und spärlich bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen wie Rosmarinkrautlein. Auch brechen sie häufig aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab; daher man, über ihn hinschauend, der jenseitigen Wand entlang, in gräßlicher Verwirrung die alten ausgebleichten Stämme liegen sieht, in traurigem, weis-leuchtendem Verhad die dunklen Wasser säumend. Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Blödenstein geheißen, links schneift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohem Tannenwald bestanden und mit einem grünen Tuch des feinsten Mooses überhüllt.

„Oft entstieg mir ein und derselbe Gedanke, wenn ich an diesem Gellippe saß, als sei es ein unheimlich Naturauge, das mich hier anlebe — tief schwarz, überragt von der Stirn und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen — drin das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Thräne.“ So schildert Stifter den See in der Novelle „Hochwald“.

Nach halbständigem Klettern haben wir die Seewand erstiegen und stehen am Denkmal des größten Sohnes dieser Berge, des Schriftstellers Adelbert Stifter, der im nahen Oberplan in schlichter Hütte das Licht der Welt erblickte und in Linz als Landesschulinspektor starb. Seine „Studien“ und „Bunte Steine“, leider wenig gekannt, sind Meisterwerke der Kleinmalerei, und wer sich in diese schlichten und doch spannenden Novellen vertieft, dem erschließt sich der ganze Zauber des Waldes. Erquickende

Bergeluft strömt beruhigend in seine Seele und vor seinem geistigen Auge entsteht in ergreifender Schönheit ein irdisches Paradies, das sich edle Menschen durch wahre Herzens- und Geistesbildung begründen und wo sie, umgeben von der Herrlichkeit der Natur und der Schönheit der Schöpfungen des Menschen, in einem dem Wohlthun und der Kunst gewidmeten Leben die reine Be-

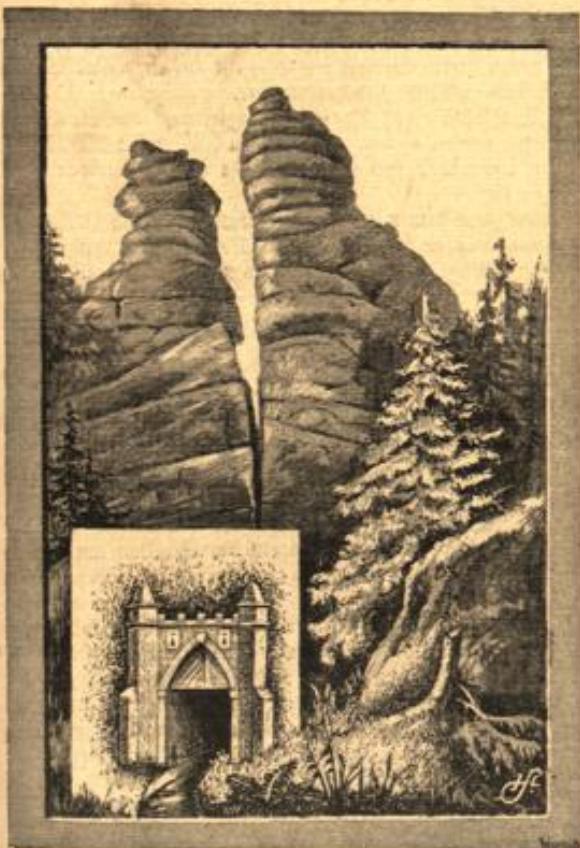


Stadtkirche in Prachath.

friedigung ihres Daseins finden. Was je ein fühlend Herz beim Anblick einer schönen Gebirgslandschaft gesehnt, das stellt der edle Dichter des „Hochwaldes“, des „Hagstolz“, der „Narrenburg“ und vieler anderen herrlichen Novellen im einfachen Bilde lebendig vor unser Auge.

Das Denkmal ist ein einfacher, 13 Meter hoher Obelisk aus weissem Dreifesselgranit, welcher auf seinen vier Seiten folgende Aufschriften trägt: „A. Stifter, dem Dichter des Hochwaldes.“ Er richtet 1876—77. Auf diesem Anger, an diesem Wasser ist der Herzschlag des Waldes. Lieg in hohes Gras gestreckt, schaue sehnd nach der Seewand.“

Weit leuchtet die weiße Radel hinab in das Moldauthal, wo Oberplan liegt und hinüber zu den blauen Kluppen und Wänden



Granitfelsen vom Dreifesselgebirge.
Nördlicher Eingang in den Kirchberger Tunnel.



Das untere Thor in Prachath.

des wilden Salnauer- und Andraabberger Gebirges. Schauerlich sah fürst die Seewand ab, so daß man, auf dem äußersten Felsblock stehend, vergebens den Fuß der 250 Meter hohen Felsen sucht und schwindelnd in das Wasser des Sees starrt. Rechts steigt in majestätischer Breite die dunkelblaue Wand des Hochficht auf, vor uns ist ein freier Ausblick auf die vorhin genannten Gebirge bis zu dem fern am Horizonte stehenden St. Thoma, von dessen Gipfel einst „Clarissen“ und „Johannen“, die liebenswürdigen Mönchsgestalten aus Stiflers Hochwald, der blaue Wärfel der väterlichen Burg grühte, wenn sie, auf diesem Felsen stehend, durchs Fernrohr sahen. Der Gipfel des Blöckensteins liegt noch etwa eine halbe Stunde höher und gestaltet eine weite Fernsicht in die Thäler des bayerischen Waldes, des Donautales und darüber hinaus bis zu den Alpen.

Drei Wegstunden landeinwärts von Mallern liegt in einem freundlichen Thale die alte Grenzstadt Pragatitz, der einstige Hauptkapellplatz für den Handel am goldenen Steig. Der fruchtbare Thalleseßel ist umschlossen vom bewaldeten Berggründen, unter denen der Libin die bedeutende Höhe von 1089 Meter erreicht. Der Pragatitzer Touristenklub hat auf seinem Gipfel einen feineren, 28 Meter hohen Aussichtsturm erbaut und dadurch eine unbeschränkte Rundschau von solcher Schönheit und Abwechslung geschaffen, wie sie kaum ein zweiter Berg des Böhmerwaldes bietet. Im Süden, Westen und Nordwesten säumt den Horizont das blaue Band des Grenzwaldes, dessen Kuppen und Rücken wir weit hinaus gegen Eisenstein und hinunter gegen Hohenfurth überblicken, und an klaren Tagen werden weit draußen die weißen Floden der Kalkalpen sichtbar. Gegen das Land zu erstrecken sich weite Gefilde fruchtbarer Acker und Wiesen, unterbrochen durch heßelgänzende Teiche und kleine Waldsteden und belebt von unzähligen Ortschaften. Man sieht Kirchtürme grühen vom fernen Hügel und manch solches Schloß, manch ausgedehnte Stadt erglänzt im wechsellenden Lichte der Sonne. Deutlich erkennen wir die umfangreichen Häusermassen von Budweis, Trautenberg, Netolitz, Pilsen, Wallischbiren, Strakonitz, Barau und Pisek, und unten im Thale liegt wie ein Krippenbild das altehrwürdige Pragatitz. Dicht gedrängt stehen die dunklen Häuser mit den roten Ziegeldächern um die hohe Kirche mit dem minaretartig schlanken Turme. Wir hören den Schlag der Uhr und das Geräusch der Stadt herauf und sehen die Leute auf den Straßen gehen. Dort am Waldestrand gewahren wir zwischen dem Grün der Laubbäume die Dächer einer Gebäudegruppe; es ist das St. Margarethenbad, die schönste Sommerfrische des Böhmerwaldes. Wir steigen hinab und gelangen nach kurzer Wanderung durch dunklen Fichtenwald ins Bad. Außerst anmutig liegt es am Saume des Libin, der in unmittelbarer Nähe die reizendsten Promenaden mit lauschigen Ruheplätzen und lieblichen Fernsichten auf die schroffe Wand des Schwarzbirges und in das offene Land hinein enthält, und bietet dem Sommerfrischler gute Verpflegung und ziemlichen Komfort zu sehr mäßigen Preisen. Ueberhaupt ist der Tourist in den meisten Gasthöfen des Gebirges recht gut aufgehoben und braucht durchaus nicht zu fürchten, hier in die Hände der böhmischen Räuber zu fallen.

Die Stadt Pragatitz ist hinsichtlich ihrer Bauart ein kleines Nürnberg. Die Stadtmauern der alten Feste sind noch größtenteils erhalten und geben ein anschauliches Bild mittelalterlicher Stadtbefestigung. Ein herrliches Denkmal dieser Baukunst ist das untere Thor. Dasselbe besteht aus zwei massiven Thürmen, von denen besonders der äußere, ein hoher, zinnenbekrönter Kastell, die Blide der Kunstkenner und Altertumsfreunde auf sich zieht. Der Bau stammt aus dem Jahr 1527 und trägt an der Front das Ritterbildnis Wilhelm von Rosenberg, des böhmischen Königs, welcher damals Herr von Pragatitz war. Eine große Zahl eingemauerte Geschützöffnungen und zahlreiche Beschädigungen, welche auf der Südseite noch sichtbar sind, deuten auf die wechselvolle Geschichte der Grenzstadt. Auch das Innere der Stadt ist reich an Renaissancehäusern mit schönen Gärten.

Die Stadt Pragatitz hat eine wechselvolle Geschichte, Tage des größten Wohlstandes und Glanzes, wie auch Tage des furchtbaren Elends und der schrecklichsten Not hinter sich. Zuletzt nahm Graf Buquoy im Jahr 1620 die Stadt mit Sturm und bei dem darauffolgenden Blutbade wurde ein großer Teil der Bewohner getötet. Von dieser Belagerung und Einnahme berichtet bekanntlich auch Grimmsche Hausen, indem er die Landfegerin Couraiche in Pragatitz erzieht und von hier durch die Soldaten fortgeschleppt läßt.

In der folgenden Zeit verfiel die Stadt immer mehr; der goldene Steig verödete infolge der Konkurrenz anderer Handelswege und damit war die Glanzperiode vorüber. Heute vermittelt Pragatitz, das vollständig katholisch und zum weitaus größten Teil deutsch ist, den Verkehr zwischen dem Gebirge und dem Bortlande.

Wir sind am Schlusse unserer Böhmerwaldfahrt. In Pragatitz endete an der Sprachgrenze der goldene Steig und hier enden auch die böhmischen Wälder, die wir längs des berühmten Handelsweges quer durchschnitten haben. Weiterhin begleiten nur niedrige Hügel die Flüsse, an deren Ufern die Häuser der Tschechen stehen. Nach Norden und Süden aber streicht das Gebirge noch viele Meilen; hier in der Umgebung von Krummau anmutig und freundlich, dort, wo einst der heilige Günther für Kaiser Heinrich III. einen Steig durch den Grenzwald suchte und fand, ernst und düster.

Das größte Gewächshaus der Welt

Dürfte das des Königs von Holland im Schloßpark in Laeken sein. Der Rauminhalt desselben beträgt 45,000 Kubikmeter, die Glaskuppel hat eine Höhe von 30 und einen Durchmesser von 60 Meter. Zwei Leuchturmklamine in Gestalt von Minaretts verleihen dem Ganzen ein orientalisches Gepräge. Die Heizung dieses Riesentunnels verlangt eine Röhrenleitung von 5000 Meter Länge. Unter den Pflanzen, die dort aufgestellt werden, befinden sich zwei Nierenpalmbäume, von welchen der erste 13 Meter hoch und dessen Krone einen Durchmesser von 8 Meter hat; sein Gewicht beträgt 24,000 Kilogramm. Seine Ueberführung aus den vom König angekauften Gewächshäusern in Engländer verlangte ein Gespann von 21 Pferden. Das zweite Prachtexemplar dieser Art hat eine Höhe von 10½ Meter.

Don Pedros Brautsahrt.

Erzählung

von

Max Lay.

(Fortsetzung.)

Don Pedro hatte sich nur noch so lange auf der Veranda aufgehalten, um durch ein sofortiges Nachgehen den Reisenden nicht aufdringlich zu erscheinen. Er wollte eben an dem mit der Entzifferung der Geheimschrift auf dem Zettel beschäftigten Soldaten achtlos vorüber. Dieser hielt ihn an.

„Hier, Herr Lieutenant, eine kostbare Entdeckung!“ Er hielt ihm das Blatt entgegen.

„Wieso?“ fragte dieser, und sah von dem Blatt in das triumphierende Gesicht van Zeens.

„Eine Botschaft des Generals Escobedo. Da ist sein Namenszug in Geheimschrift!“

„Halb neugierig, halb zweifelhaft schüttelte Don Pedro den Kopf.“

„Wo haben Sie denn das her?“

„Die Dame da“ — er winkte mit den Augen und sprach so leise, daß ihn die Maulkriecher in der Nähe nicht hören konnten — „die Dame hat es verloren.“

Er schämte sich wohl selbst, seine Frechheit einzugestehen. Don Pedro nahm ihm das Blatt aus der Hand.

„Aus dem Gefäßel ist nichts herauszubekommen,“ meinte er mignutig.

„Doch,“ triumphierte der andere, „kommen Sie hier zur Seite, Sennor!“

Er bückte sich nieder, und den Ruhezug Don Pedros als Tisch benutzend, nahm er wieder sein Notizbuch hervor, verglich und schrieb nach dem ihm bekannten Schlüssel der Geheimschrift die Buchstaben in einer anderen Reihensfolge auf. Nun zeigte er seine Arbeit. Don Pedro las:

„Juan y Cortilla soll sofort aufbrechen, durch die Berge gedeckt, auf Saltillo marschieren und zu mir stoßen, der alte Huaypa mir Antwort bringen.“

Don Pedros Hände zitterten heftig. Sein Atem ging schwer. Finster wie eine Wetterwolke starrte er auf den verräterischen Zettel. Die schöne Dame war eine Spionin, die unter dem Deckmantel einer friedlichen Reisenden feindliche Botschaft beforgte. Er war gezwungen, sie festzunehmen, und das sofort in Gegenwart des Belgiers, der gewiß aufpassen würde, um dem Chef zu rapportieren, ob er auch mit der nötigen Strenge vorgegangen sei. Van Zeen beobachtete ihn lauernd. Das Zögern des Offiziers schien ihm schon nicht zu gefallen. Mehrmals schnappte er vergebens; er konnte die rechte Art nicht finden, den Vorgehenden an seine Pflicht zu mahnen. Zögernd machte er eine Handbewegung, als wolle er das Papier wieder an sich nehmen. Don Pedro wurde hiebei durch aus seinem Nachsinnen aufgerüttelt. Ein stolzer Blick ließ die Hand van Zeens zurückweichen.

„Wir müssen sie sofort verhaften,“ stieß er hastig hervor.

„Ich kenne meine Pflicht ganz genau, Sergeant, ohne Ihre Belehrung!“

Damit wandte er ihm den Rücken. Der Sergeant folgte ihm auf dem Fuße, um nur nichts von der interessanten Entwicklung des Kommenden zu verlieren. In der weiten Vorhalle des Hauses, Gastzimmer und Wachtstube der militärischen Besatzung zugleich, trafen sie die Reisenden. Der Führer der Karawane saß an einem kleinen Tisch, hatte einige Erfrischungen ausgepackt und bot dieselben der Dame, ohne daß sie Notiz davon nahm. Als die beiden eintraten, schreckte sie von ihrem Rohrstuhl auf und starrte mit angstvollem Blick auf den Offizier, der mit zögernden Schritten, wie unentschlossen näher trat. Der alte Indianer verschwand eben durch die gegenüber liegende Thür nach dem Garten. Er hatte ihr wohl schon von dem Verbleib des Zettels Mitteilung gemacht, daher ihre Verwirrung, die sie vergeblich zu verbergen strebte. Auch ihr Reisegefährte hatte alle Mühe, seine Aufregung zu unterdrücken. Mechanisch hantierte er mit einigen Früchten, ohne sie ihrer Bestimmung, seinem Munde, näher zu bringen. Sein vorgeblicher oder wirklicher Posten als Majordomus legte ihm nun auch noch einen gewissen Zwang auf, daß er sich der Dame nicht allzu vertraulich nähern durfte, ohne aus der angenommenen Domestikenrolle zu fallen und sich zu verraten. Sein nicht gerade unschönes Gesicht war totenbleich, die Lippen zuckten und sahen suchten die Augen den Boden. Der Verlust des Zettels war zu plötzlich und unerwartet über die Reisenden gekommen, so daß sie alle Selbstbeherrschung verloren und ihre Furcht offenbarten.

Don Pedro war von alledem nichts entgangen.

Von dem Majordomus schweifte sein Blick wieder zu der Dame. Sie nestelte unnötig an ihrem Schleier und ließ den angsterfüllten Blick wie hilflos in die Runde schweifen.

„Sennora,“ begann der Offizier nach einer auch für ihn peinlichen Pause und hielt das Papier empor, „Sie wissen jedenfalls schon —“

„Ja, Sennor, ich habe etwas verloren, ich weiß wohl — aber, bitte, geben Sie mir das Papier zurück!“

Don Pedro zuckte die Achseln und sah mit düsterer Miene auf die schöne Bittende.

„Die Sache ist zu ernst für uns und für den Feind, Sennora; solche Botschaften in Kriegszeiten sind gefährlich, am gefährlichsten für den Boten!“

„O mein Gott,“ bat sie stehend und rang die gefalteten Hände gegen den Offizier, „es — es sind ja nur Privatnachrichten, betreffen nur meine Familie, ich möchte nur nicht, daß —“

„Es nützt Ihnen nichts, Sennora, geben Sie sich keine Mühe, mich zu täuschen, die Schrift ist bereits entziffert!“

Mit einem Schreckensruf fiel die Dame in ihren Sessel zurück und verbarg das Gesicht in den Händen.

Der Majordomus erhob sich zitternd, mühsam.

„Das muß ein Irrtum sein, Sennor, wir sind friedliche Reisende, die Dame ist nur mir anvertraut, mit militärischen Botschaften haben wir nichts zu schaffen.“

Der Mann sah zu jammervoll aus, um bei dem Offizier nicht das Gefühl der Verachtung hervorzurufen. Er wendete dem Sprecher den Rücken und sagte höflich, aber fest zu der Verzweifelnden:

„Es thut mir sehr leid, Sennora, Ihre Reise unterbrechen zu müssen. Das Papier muß ich ins Hauptquartier senden, und bis der Chef weitere Bestimmung trifft, bleiben Sie hier als Gefangene!“

Das schien die Dame schon erwartet zu haben. In ihren Sessel zurückgelehnt, das Gesicht in den Händen verborgen, vernahm sie regungslos den vorläufigen Urteilspruch.

Van Zeen hatte mit gierigen Raubtierblicken die Entwicklung der Scene beobachtet. Sein stehender Blick haftete begehrend an der zarten Gestalt, die unter der Seelenfolter erbebt. Er schnitt aber ein ziemlich enttäushtes Gesicht, als er vernahm, daß Don Pedro die Gefangene in San Antonio zurückbehalten wolle. Der Sergeant hätte sie weit lieber ins Hauptquartier mitgenommen. Die Jörnes aber trat bei auf der Stirn hervor und um seiner Bosheit Lust zu machen, richtete er sich jetzt an den Majordomus.

„Der saubere Efelteiler ist auch ein Spion, der darf auch nicht fort!“

Da richtete die Dame sich auf und mit verächtlichem Blick auf ihren Gefährten rief sie:

„Der Mann ist unschuldig, Sennor, er hat mit meinen Angelegenheiten nicht das mindeste zu schaffen. Lassen Sie ihn ruhig seines Weges ziehen!“

„Warum nicht gar!“ lachte van Zeen roß; „mit gefangen mit gefangen!“

Don Pedro drehte sich gegen den Vorlauten und antwortete mit vernichtendem Stolz im Blick:

„Hier habe ich allein zu befehlen, Sergeant!“

Eine unzweideutige Handbewegung deutete auf die Thür. In ohnmächtiger Wut duckte sich van Zeen und schlich zur Ausgangstür.

„Der Chef wird wenig Federlesens mit den Spionen machen, trotz der Liebenswürdigkeit des hohen Herrn Lieutenants,“ murmelte er zwischen den Zähnen und verschwand. Bald darauf stürzte er wieder ins Zimmer und rief:

„Die indianischen Schäfte sind fort, entflohen, der Chef wird schöne Augen machen —“

„Garamba! Schweigen Sie!“ schnitt ihm der Offizier das Wort vom Munde. „Sie lassen sofort satteln und reiten mit dem Mann da und den Maultieren ins Hauptquartier!“

„Aber die Spionin — der Chef wird selbst die Sache in die Hand nehmen wollen.“

Zornig fuhr der Offizier Rechte nach dem Säbel.

„Noch ein Wort und ich stehe Sie nieder — sofortigen Gehorsam, Sergeant, oder —“

Die Klinge fuhr blühend durch die Luft. Van Zeen taumelte rückwärts zur Hofthür hinaus, wo man ihn nach seiner Begleitungsmannschaft schreien hörte.

Der Offizier gewann seine Ruhe so weit, daß er in aller Eile einen kurzen Bericht mit Bleistift auf ein Blatt Papier warf, das er dann zusammenfaltete.

„Sie müssen den Transport begleiten,“ wandte er sich kurz und ohne ihn anzusehen an den Führer der Karawane, der in stummer Verzweiflung wie ein Verurteilter den Kopf hängen ließ.

Van Zeen kam wieder und meldete in leidlich dienstlicher Haltung, daß er bereit sei zum Aufbruch. Der Anblick der blanken Klinge hatte ihn plötzlich wunderbar geschmeidig gemacht.

„Hier meine Meldung und der Zettel, und nun sofort in den Sattel!“

Ein Wink Don Pedros ließ den Gefangenen folgen wie ein Lamm, halb gedrohen schwankte er ins Freie, mit unsicheren Bewegungen erstieg er sein Reittier und der Zug, durch zehn Reiter als Eskorte vermehrt, setzte sich wieder in Bewegung, hinaus auf die Straße durch die sengende Glut der Mittagssonne.

Del Vatio sah dem Abzuge der Karawane von der Thüre aus zu. Als das Klingeln der Schellen am Zaumzeug der Maultiere in der Ferne verhallte, kehrte er ins Haus zurück zu seiner schönen Gefangenen. Die Dame saß einjam am Tisch, den Kopf in der einen Hand aufgestützt, die andere hing schlaff und hielt ein Taschentuch, mit dem sie von Zeit zu Zeit die Thränen trocknete. Die wachhabenden Reiter lagen auf einer langen Bank in der Nähe der zum Hofe führenden Thür ausgestreckt und beobachteten die Unglückliche, über deren Schicksal mit bedenklicher Miene leise Bemerkungen ausgetauscht wurden. Durch die geschlossenen Jalousien an den großen Fenstern drangen vereinzelte Sonnenstrahlen herein und beleuchteten in hellen Streifen den fliegenden Staub in der Luft. Vom Hofe her erklangen hin und wieder die polternden Stimmen der

Reiter, die sich mit ihren widerspenstigen Rossen herumzankten. Dieses und das Schnaufen der Tiere bildete die einzige Unterbrechung der unheimlichen, drückenden Stille, die über dem Hause lag. Dem Offizier klangen selbst die Sporen zu laut, als er jetzt über die Steinfliesen der dämmerigen Halle schritt. Bei seiner Annäherung blickte die Gefangene fragend auf den jungen Mann, der sich mit vollendeter Höflichkeit vor ihr verneigte.

„Sennora, Sie begreifen wohl, wie peinlich es für mich ist, Sie als Gefangene hier zurückhalten zu müssen, aber eine eiserne Pflicht zwingt mich, und wenn ich Sie mit dem Zuge ins Hauptquartier meines Chefs gesandt hätte, ich glaube —“

„O Sennor, ich bin Ihnen dankbar dafür, mit jenem Menschen — ich glaube, ich wäre gestorben vor Angst — Sie sind Caballero — Sie werden eine schuldlose Gefangene —“ sie brach ab und starrte vor sich auf den Fußboden.

Don Pedro zuckte seufzend die Achseln.

„Sie überschätzen meine Kraft, Sennora, meine Macht ist gering, mein Chef ist ein strenger, harter Mann. — Wie konnten Sie so unbesonnen sein, sich in den Gang der Kriegsevents zu mischen? Das ist gefährlich für einen Mann, doppelt gefährlich für ein Weib, die keine wirksame Waffe zur Verteidigung hat!“

Das alles schien ihr wohl auch klar geworden zu sein. Sie nickte zustimmend das hängende Köpfchen.

„Mein Gott,“ stammelte sie, „ich hätte nicht geglaubt, daß der kleine Zettel mir so viel Unglück bringen könnte!“ Wieder war's so still, daß man die Insekten summen hörte, die sich in den kühlen Raum der Halle verirren.

„Sennora,“ hob der Offizier wieder an, „wollen Sie sich nicht in das Nebenzimmer begeben? Sie sind hier den neugierigen Blicken der Leute unnötig ausgesetzt!“

Sie erhob sich langsam und folgte der angebotenen Richtung. Ihr forschender Blick senkte sich tief in den seinen; ihre Hände faltend und zu ihm emporhebend sagte sie mit bebender Stimme:

„Ich beschwöre Sie, Sennor, sagen Sie mir, was Ihr Kommandeur über mich verhängen wird, ist denn mein Vergehen in den Augen des Soldaten so groß, daß —“

Gewaltig wandte er seinen Blick von den dunklen Sternen, aus denen ihm die Verzweiflung entgegenflackerte.

„Ich kann Ihnen darüber nichts sagen, Sennora, nur der Chef hat zu bestimmen und seine Befehle müssen unweigerlich ausgeführt werden.“

Seine Stimme klang dumpf, Trost war daraus nicht zu entnehmen. Im Nebenzimmer wies Don Pedro einladend auf einen Stuhl.

„Mein armer, armer Vater!“ stammelte sie, und ließ sich auf den Stuhl niederfallen.

Leise hatte sich der Offizier zurückgezogen. Sie war allein in dem Räume, der im Halbdunkel trümmte. Das einzige Fenster war durch Holzläden gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Ein dürftiges Bett und wenige alte Möbel bildeten die ganze Ausstattung. Umherliegende Uniformstücke und Kriegsgerät bewiesen, daß hier der Offizier des Postens sein Heim aufgeschlagen.

Gleichgiltig schweifte ihr trüber Blick über den Tisch und blieb an einem Notizbuch in elegantem Lederband haften. In Goldprägung stand darauf der Name „Pedro del Patio.“

Der zierlich verschlungene Namenszug erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie zog das Buch näher heran, aber mit einem leisen Schreckensruf ließ sie es zurückfallen. Starr blickte sie auf die goldenen Züge, die deutlich in unbestimmtem Licht erglänzten. Ihre Hand fuhr über die Augen an die reine weiße Stirn. Sie mußte sich besinnen, daß es Wahrheit sei, was sie umgab, und nicht ein böser Traum, der sie hieher verlegt.

„Er ist's, er ist's,“ murmelte sie wiederholt, „und gerade ihn muß ich hier treffen — in den Reihen der Feinde — mein Kerkermeister — wenn er nun erfährt, wer ich bin — nein, nein, nur das nicht — nur jetzt nicht!“

Sie konnte ihren Gedanken kaum vollenden, da trat Don Pedro wieder durch die offengebliebene Thür, die er nun hinter sich schloß.

Ihre Verwirrung stieg aufs höchste. Fast schien's ihr, als müßten sich ihre Gedanken auf dem Antlitz abspiegeln, das sich bis in die Schläfen hinauf mit heller Blut bedeckte.

Er hatte aber darauf nicht acht. Er ging ans Fenster, stieß einen Laden so weit auf, daß ein breiter Lichtstrahl über den Tisch fiel, dann nahm er einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber. Einiges Schreibzeug zog er zu sich heran und legte einen Papierbogen zurecht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Gebieten.

Giftige Schwämme können unschädlich gemacht werden.

Der französische Arzt Dr. Gautier hat nach der „Allgemeinen medizinischen Central-Zeitung“ ein untrügliches Mittel gefunden, giftigen Schwämmen ihre Schädlichkeit zu benehmen. Dieselben werden in Wasser eingeweicht, in welches drei Glöfchen voll Essig oder ebensoviel Kochsalz auf das Liter zugelegt sind. Nachdem sie nun mindestens zwei Stunden gewässert, werden sie herausgenommen, in reinem Wasser gewaschen und dann eine halbe Stunde

in Wasser gekocht, nochmals gewaschen und getrocknet. Nun können die Schwämme wie alle anderen gebraucht werden. Der französische Gesundheitsrat hat dieses Verfahren geprüft und durchaus wirksam gefunden. (Das durchaus zuverlässige Mittel hat nur den Uebelstand, daß die also behandelten Schwämme den feinen Geschmack verlieren, wegen dessen sie so geschätzt werden.) Die Versuche des Dr. Gautier bestätigen auch vollständig, daß die bisherigen Erkennungszeichen der giftigen Eigenschaften der Schwämme unzutreffend sind. Alle Schwämme enthalten Schwefel und deshalb wird fast immer das mit denselben gekochte Silberblech geschwärzt. Ein Anzeichen des Giftes ist dies daher in keinem Falle. Werden Schwämme bloß getrocknet, so behalten sie ihr Gift. Keine ernstlich angestellte Probe hat ergeben, daß giftige Schwämme das Gerinnen der Milch bewirken.

Liqueur aus Hagebutten.

Um die Hagebutten, bekanntlich Früchte der wilden oder Heckenrose, zur Liqueurbereitung verwenden zu können, läßt man sie am Strauch, bis sie einen gelinden Frost bekommen haben; dann pflückt man sie ab, zerquetscht sie, gießt auf ein Liter Hagebutten drei Liter reinen Brantwein, setzt ein Pfund weißen gestoßenen Kandiszucker hinzu und stellt die ganze Mischung in einem feinen Krüge oder einer Flasche auf acht Tage an den Ofen. Darnach gießt man die Lösung durch Filterpapier, füllt sie in Gläser und verkorkt dieselben sorgfältig.

Abnehmen der Zwetschgen.

Ein sehr tüchtiger Obstzüchter will, nach der „Deutschen Garten- und Obstbau-Zeitung“, die Erfahrung gemacht haben, daß, sobald die Früchte der Zwetschgenbäume in reifen Obstjahren über eine gewisse Zeit des Reifestadiums hinaus an den Bäumen hängen geblieben sind, eine merkliche Erschöpfung der Bäume eingetreten sei, oft sogar viele derselben infolge dessen abgestorben seien. Derselbe hat deshalb in seinen Obstverpachtungskontakten folgenden Passus aufgenommen: Fünf Wochen nach Beginn des Pflaumenpflückens müssen die letzten Pflaumen abgenommen sein, widrigenfalls für jeden Tag länger 15 Mark Strafe zu zahlen sind.

Nutzbringende Verwendung des Farnkrautes.

Das Farnkraut, verbrannt, gibt eine überaus alkalienreiche Asche, welche eine Lauge gewährt, die der aus Pottasche hergestellten gleichkommt und zur Wäsche wie zum Bleichen überaus nützlich sich erweist. In den großen Bleichereien im Erzgebirge wird das Kraut getrocknet, in kleine, aber leichte Gebäude gebracht und zur Heizung der Kessel verwendet, wobei beträchtliche Mengen Holz erspart werden, ohne daß ein sonderlicher Verlust an Asche entsteht. So erspart es dort gänzlich die Pottasche. In England benützt man diese Asche statt der Seife. Man sammelt die Farnkrautblätter, bringt sie in große Schöber, gähnt diese an und sammelt die Asche. Diese macht man mit Lauge naß, läßt sie durchseuchen und fertigt alsdann Kugeln daraus, welche man auf Brettern trocknet und so, hart gemacht, als Seife verbraucht. Diese Kugeln geben der Wäsche nicht wie die Seife einen unangenehmen Geruch. In einer reinen Lauge ist es indessen nötig, die gesammelte Asche noch besonders auszubrennen, da bei allen leichten und schwachen Pflanzensorten gewöhnlich Teilschen unverbrannt, das heißt als Kohlen, zurückbleiben.

Den Schimmelgeruch des Weines zu beseitigen.

Nach F. Reßler ist das beste Mittel, den Schimmelgeruch eines Weines zu entfernen, frische, gesunde Dose von einem guten Wein, welche man mit demselben mischt. Manchmal gelingt es auch ganz gut, wenn man dem Wein auf den Hektoliter ¼ Kilo gut abgerahmte frische Milch zusetzt und ihn nach dem Abseihen des Käsestoffes wieder abläßt. Beide Verfahren dürfen aber nur angewendet werden, nachdem man die Probe im kleinen gemacht hat, das heißt, man füllt zwei Flaschen Wein, setzt der einen Dose, der andern etwas Milch (etwa 20 Tropfen) zu, schüttelt um und sieht, ob der Wein in einigen Tagen wieder klar wird; ist dies nicht der Fall, so darf das sich nicht bewährende Mittel nicht angewendet werden. Wiederholtes Ablassen entfernt ebenfalls einen Teil des Schimmelgeruchs.

Rezepte.

Ein gutes kosmetisches Wasser zur Verschönerung der Gesichtshaut. Unter kosmetischen Mitteln versteht man solche Präparate, welche zur Verschönerung des Körpers, besonders des Gesichtes, angewendet werden. Kürzlich wurde in der „Gazetta medica“ ein solches veröffentlicht und wir wollen nicht unterlassen, unseren Lesern, besonders aber den Leserinnen, das Rezept dazu mitzuteilen: Borax raff. 10 Gr., Glycerin pur. 20 Gr., Rosenwasser 150 Gr., Benzoeextrakt 15 Gr. Nachdem diese Mischung einige Tage gestanden hat, wird sie filtriert und gut verschlossen aufbewahrt. Mit diesem wohlriechenden Wasser werden die Flecken im Gesicht täglich zweimal benetzt, ohne daß es abgewischt wird. In wenigen Tagen sind alle Flecken verschwunden.

Gute französische, das heißt möglichst säurefreie Wäsche. 2 Teile geschabte Seife werden mit einem Teil Stärkemehl, 1 Teil gestoßenen Galläpfeln und 1 Teil Elixavitrinol vermischt. Nachdem man noch 60 Teile Wasser hinzugefügt und diese Mischung gekocht hat, setzt man noch 5 Teile Sirup, 1 Teil Glycerin und 3 Teile gebranntes Eisenstein hinzu.

Vorzüglicher Mörtel. Schon vor längerer Zeit hat Professor Artus in Jena einen Mörtel empfohlen, welcher hergestellt wird, wenn man 1 Teil gut gelöschten Kalk mit 3 Teilen Sand sorgfältig mischt und der Mischung unmittelbar vor dem Gebrauche dreiviertel Teile ganz fein verteilten ungelöschten Kalk zusetzt. Dieser Mörtel zeichnet sich durch seine große Bindkraft aus und erhärtet sehr schnell.

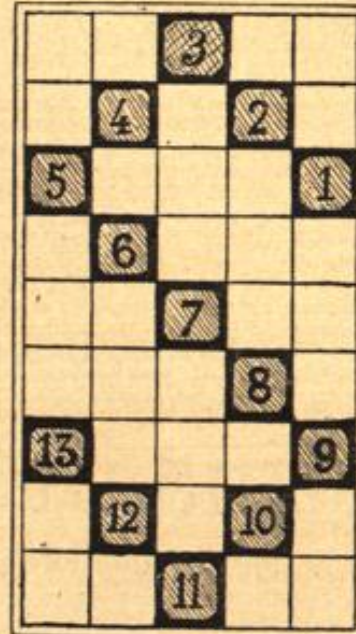
Silberrätsel-Kryptonym.

Von

H. v. Warnkenhagen.

Aus den Silben:

„ar, ble, che, da, el, ei, et, far, lat, mei, min, mo, o, en, os, ri, se, sel, was“ sind 9 Worte zu bilden und in untenstehende Form zu schreiben. Die Worte bedeuten:



Vogelgattung.

Gnabennamen.

Sohn Attilas.

Sternbild.

Nicht viel.

Deutscher Held.

Deutscher Fluß.

Stadt im span. Königreich Valencia.

Grader Attilas.

Verbindet man die Buchstaben der mit den Zahlen 1—13 markierten Felder in arithmetischer Folge aufwärts, so erhält man den Namen einer sehr bekannten Persönlichkeit.

Auflösung des Rätsels Seite 491:

Immer grün, Immergrün.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 491:

Wenn nichts im Mörser ist, so gibt's großen Lärm.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent in Neustadt-Eberswalde. Das ist schon so lange her, daß Veränderung eingetreten ist. Uebrigens ist ein großer Unterschied zwischen Gestaftsforderungen und Schuldzinsen.

Hrn. J. Krause in Potsdam. Eine sehr hübsche Ausgabe der Denkwürdigkeiten über die Bakille (Viquets) ist jetzt in der Universitätsbibliothek von Reclam (Leipzig) erschienen als Bändchen 2121—2125. Das wird Ihnen vollständig genügen.

Hrn. Rosina Meyer in O. Man zieht die Maltoseleguminoase jetzt allgemein vor; sie ist nicht so süß und wird je nach dem Kindesalter mit mehr oder weniger verdünnter Milch versetzt. Milch allein dazu — würde schwer verdaulich sein.

Hrn. J. Pommer in Magdeburg. Wir raten Ihnen ab, sich mit der Sache zu befassen.

Abonnent in Koburg. Lassen Sie sich das Verzeichnis der O. Spamerischen illustrierten Kinderliteratur etc. (Leipzig) kommen.

Hrn. K. C. in Hannover. Wir halten diese Forderung für geschmacklos. Man sah sie zuerst in Paris in den Schaufenstern der Wapenhandlungen.

Hrn. Alfred R. in L. Winland oder Die Fahrt ums Glück, eine ergötzliche Dichtung von Herman v. Schmid. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis 8 Mark. Sie als Abonnent unseres Journals erhalten das Buch zum Vorzugspreis von nur 2 Mark. Ihre Bestellung rufen Sie gefälligst an die Buchhandlung, bei welcher Sie auf unser Journal abonnirt sind.

Hrn. J. Böhmert in Karlsruhe. Der Autor wohnt in Berlin. Frau Emilie v. St. Durch das Patentbureau von Lüders in Göttingen.

Hr. Theresie Müller in Wien. Ohne nähere Bezeichnung in keinem Katalog nachzuschlagen.
Abonnent in Darmen. „Ukatus“, nach dem Erfinder genannte Buchführung.

Hr. J. C. in B. Die Industrie, Gewerbe- und kunsthistorische Ausstellung des Kreises Schwaben wird demnächst in Augsburg eröffnet werden. Wenden Sie sich an den Vorstand, Herrn A. Forster, daselbst.
J. B. in Mannheim. Wir halten die Sache für — Täuschung. Abonnent in Breslau. Nennen Sie uns Ihren Namen und wir werden Ihnen antworten.

Hr. Bertha Voss in Berlin. Wenn die Kasse allein in den Handschuhen befestigt, dann allerdings sind die schneidenden — „über“. Wichtige Lösungen von Rebud, Kästchen, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hr. Koline Wihlbald, Prag; Gustave Meiter, Gent; Otilie Sanjleben, Halle; Bertha Priober, Posen; Pauline Waller, Stettin; Ida Hausmeier, Ulm; Frida Wille, Bregenz; Dorothea Kugler, Zürich; Mathilde Kamm, Rottbus; Elise Tragus, Kopenhagen; Frau Antonie Mehl, Warchau; Anna Wiest, Brüssel; Helene Gumbiner, Berlin; Malie Volter, München; Hr. J. Rerz, Wien; O. Dreiß, Halle; W. Tempe, Sorau; T. Sauer, Ulm; O. Gürtel, Berlin; E. Lars, Stockholm; J. Boh, Verleberg; E. Gauger, Ravensburg; H. Riedle, Pardubitz; E. Ramroth, Chicago; W. Trok, Stettin; H. Reuffer, Graßheim; F. Gentner, Augsburg; H. Mallien, Stendal.

Anfragen. *

34) Ist der durch starke Sonneneinstrahlung (in Italien) erloschene Metallglanz einer Majolikafase wieder herzustellen? Die Farbe hat sich verändert und der Schimmer ist rauch geworden.
Abonnent in Petersburg.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme künftiger Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Mine von St. Gerolot, Roman nach dem Englischen von W. Hanna, Fortsetzung. — Die Senatoren von Manhattan Island, von Dr. Max Vorhies. — Schmetterling Riel Gedächtnis. — Sonntags. — Die Freiherren von Bornhorst, Novelle von Alfred Schuler. — Fortsetzung. — Am goldenen Steig, eine Wägenfahrt von W. Tragus. — Das größte Gewächshaus der Welt. — Von Pedro's Wägenfahrt, Erzählung von Max Vorhies. — Aus allen Gebieten. — Silberbüchel-Kryptonym, von A. v. Wardenhagen. — Bilderbüchel. — Kleine Korespondenz. Illustrationen: Die Mine von St. Gerolot: Ich half Annie vom Wagen herunter und bemerkte, daß sie sehr schön aussehend und zierlich. — Schmetterling Riel: Gemälde von A. Max-Christen. — Am goldenen Steig, nach Originalzeichnungen von H. Schreiber.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Klavier-Schule für Kinder

mit besonderer Rücksicht auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang bearbeitet von

Heinrich Reiser.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abteilungen. Preis der ersten Abteilung elegant gebunden M. 2. 50., der zweiten, dritten und vierten Abteilung elegant gebunden je M. 3. —

Das ganze Werk ist durch die vollständige Umarbeitung von Seiten des Verfassers, wobei er alle seine seit einer langen Reihe von Jahren auf dem Gebiete des Klavierunterrichts gesammelten Erfahrungen zur Anwendung gebracht hat, aufs neue auf die Höhe der Zeit gestellt.

Unter allen Klavierschulen eine der vorzüglichsten. Der Stufengang schreitet langsam, aber sicher vor, ermuntert den kleinen Schüler nicht, sondern reizt ihn zu weiteren Schritten an. Diese Klavier-Schule ist namentlich dann zu empfehlen, wenn bereits im früheren Alter der Klavierunterricht beginnen soll.

Allgemeine deutsche Lehrerzeitung.

Bei Bezügen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Für Geistliche, Schulmänner, Schul- und Seminar-Bibliotheken!

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig eine neue wohlfeile Ausgabe in Lieferungen à nur 50 Pfennig von

Palästina in Bild und Wort.

Nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen.

Herausgegeben von

Georg Ebers und Hermann Guthe.

Mit mehr als 500 Holzschnitt-Illustrationen, zwei Titelbildern in Stahlstich, zwei Karten und einem Plan von Jerusalem.

Durch Veranstaltung dieser neuen wohlfeilen Ausgabe, welche in 84 Lieferungen von je 3 Bogen zum Preise von nur 50 Pfennig pro Lieferung erscheint, ist nunmehr Jedem, der sich für Palästina und dessen Geschichte interessiert, dem Geistlichen, dem Schulmann, dem Kunstfreund, wie dem religiösen Familienhaupt die Anschaffung dieses grossartigsten und schönsten aller Prachtwerke über das Heilige Land ermöglicht.

Alle acht Tage wird eine Lieferung ausgegeben.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue wohlfeile Ausgabe entgegen und wird auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht ins Haus senden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Abonnements für den Monat Juni für 1 Mark 75 Pf. bei allen Postanstalten.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.



Berliner Tageblatt

nebst seinen wertvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Beiblatt „ULK“, belletrist. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, feuilleton. Beiblatt „Der Zeitgeist“, „Mitteilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“. Das tägliche Feuilleton des „B. T.“ bringt die Romane und Novellen unserer ersten Autoren; im Mai beginnt ein hochinteressanter und spannender Roman von Richard Voss: „Michael Tibula“.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten

wird der bis 1. Juni bereits erschienene Teil vorgenannten Romans gratis und franko nachgeliefert.

OTTO HERZ & Co's

SCHUHE UND STIEFEL

SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZ-MARKE VERSEHEN

FRANKFURT A/M.

Planinos, billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probensendung, Prospekt gratis. Fabrik Weidenanfer, Berlin NW.

Heirat

Meine Extraktvorlesung erhalten Sie sofort im verheirateten Genuß (bisher). Porto 20 Pf. „General-Anzeiger“, Berlin SW. 61. F. Damen frei.

Gegen Lungenentzündung wird Ärtzlicherseits der Appetit erzeugende Magenbogen von Wölffelt in Baden dem Cognac vielfach vorgezogen und bester vertragen.

Trunksucht

heile ich durch mein vorzügliches Mittel und liefere auf Verlangen unentgeltlich gerichtliche geprüfte und einseitig erdachte Zeugnisse. Reinhold Wehlf, Fabrikant in Dresden 10. 1140

Rollstühle, Fahrstühle



Leits- und Krankenpflege liefern in unübertroffener Ausführung. Wir liefern zur Beförderung von Sanitätsgerätschaften (vorm. Altmann-Heider) G. Maquet, Heidelberg u. Berlin SW., Friedrichstr. 23. Größte weltbekannte Spezialfabrik, mit 18 goldenen Medaillen prämiert und Vorrat von 8 reitenden Käufern. 946

CACAO-VERO.

entölt, leicht löslicher Cacao. Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertroffen. Cacao. Preis per 1/2 1/2 1/2 1/2 Pf. — Pfl. — Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille.

Kupferberg Gold.

bestenfalls mit feinsten Metall. Hr. Alt Kupferberg & Co. Mainz. Hochachtungsvoll Hr. Kupferberg & Co. Mainz. Zu beziehen durch alle Gold- und Silberhändler.

Das **Loosani-Schuhband**, laut Atteste u. eiblich erprobter Auslagen, ist ein Mittel, Personen als vorzügliches Schuhmittel gegen Wunden, rheum. Kopf- u. Halsbeschwerden, Diphtherie etc. sehr bewährt u. durchaus unschädlich, vermischt mit, für St. 1.10. S. C. E. Bayer, Hamburg.

„Monopol-Seide“ — ganz gekocht — auf Lyoner

Stühlen gewoben — neuer, fließender, sammetlicher Seidenstoff für Roben und Konfektion. — G. Henneberg's Monopol-Seide vereinigt in sich die besten Eigenschaften der Seide und das edelste flüssige Rohmaterial, verarbeitet auf Lyoner Webstühlen besten Systems — mit einem Worte: sie gibt damit das Beste, was die heutige Seiden-Industrie mit allen Erzeugnissen der Technik zu leisten imstande ist.

G. HENNEBERG'S „MONOPOL“			
Ich offeriere vorläufig folgende Qualitäten:			
Qual. 1 — 32 c/m. br.	Qual. 2 — 54 c/m. br.	Qual. 3 — 56 c/m. br.	
Wt. 4.90 od. R. 3.25 d. W.	Wt. 5.90 od. R. 3.85 d. W.	Wt. 6.80 od. R. 4.45 d. W.	
Qual. 4 — 58 c/m. br.	Qual. 5 — 60 c/m. br.	Qual. 6 — 62 c/m. br.	
Wt. 7.70 od. R. 5.10 d. W.	Wt. 8.65 od. R. 5.70 d. W.	Wt. 10.25 od. R. 6.75 d. W.	

pr. mètre porte- und liefert ins Haus geliefert ohne irgendwelche Nachzahlung. Muster gerne zu Diensten. — Roben- und Schmucke nur direkt zu beziehen von G. Henneberg's Seidenfabrik-Depot (König u. Kaiser, Hoflieferant) in Zürich. 1200

Sprachheilanstalt Eisenach i. Thür.

(früher Barchfeld). Für Stottern, Stammer etc. — Heilung, mehrfach staatlich ausgezeichnet. 1116

Rudolf Denhardt, ist Eisenach i. Thür. Honorar nach Heilung. — Prospekt gratis.

LEONHARDI'S TINTEN

Kühnlichst bekannt Mit ersten Preisen ausgezeichnet! Zu haben in den meisten Papier- u. Schreib-Geschäften. Hr. Leonhardi, Dresden. Erfinder der berühmten patent. ALKALINTINTEN (schöne Eisenfalten) und anderer beliebiger SCHREIB- u. COPIR-TINTEN, sowie verwandter SPECIALITÄTEN.

Stottern!!

heilt schnell und sicher die Anstalt von Robert Ernst, Berlin W., Potsdamerstrasse 37. Prospekt gratis u. franko. Honorar nach Heilung.

Klinik gründl. Heilg. v. Haut-, Unterleib-, Schwäche-, Nervenerkrankt., Keimen etc. Hr. Dr. Rosenfeld, Berlin, Zimmerstr. 65, auch briefl. Prospekt gratis. 1192

Aeolsharmonika

für Gärten u. auf Dächern, enthält harmonisch schön bei schwachem Winde, St. 4.50. H. 4.50. mit Harten Ton M. 8. — Mit vergold. Wetterfahne M. 4. — mehr. Illustrirte Preisblätter. Adolf Klinger, Reichenberg in Böhmen. 1111

Täglich 6—10 Mark

kann ich jeder als Nebenverdienst leicht verdienen. Auskunft erteilt Müller-Penn, Jöfingen (Schweiz). 1190

Mondamin.

Für Kinder u. Kranke sind Mondamin-Milch-Suppen u. Mondamin-Milch-Speisen besonders leichtverdaulich, nahrhaft und wohl-schmeckend (Mondamin erhöht die Verdaulichkeit der Milch). Zu feinen Speisen, Puddings u. zur Suppenver-dickung vorzüglich. (Ersetzt Gelatine).

Mondamin ist ein entölt. Mals-Product, Fabr. Brown & Polson, k. e. Hoff. Paisley (Schottland) u. Berlin, Heiligegeist-Str. 35 u. ist in seinen Esswaaren- u. Drog.-Handlg. 1/4 u. 1/2 engl. Pfd.-Packeten zu haben.